Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunter Jahrgang

Nr. 38 Leipzig, den 19. September 1895

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1442 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Gruß aus dem Westen — Die Unvernunft des Unglaubens — Pestalozzi ein Vorbote der Innern Mission — Pastor von Bodelschwingh und die Innere Mission — Schloß Werdorf — Das neue amerikanische Gegenstück der Jünglingsvereine in seinem Wert und Unwert für deutsche Verhältnisse — Ein Lehrbuch der Innern Mission — Von der evangelischen Kirche in der Provinz und Stadt Posen: Zweite Hälfte — Verschiedenes: Eine vortreffliche Uebersicht; Die älteste deutsche Monatsschrift für Innere Mission; Leitfaden der Innern Mission; Werkstätten evangelischer Liebesthätigkeit; Im Dienste der Liebe; Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb; Gesellenheime in Berlin; Ueber das christliche Gemeinschaftswesen; Von Robertsons sozialpolitischen Reden — Quittung — Tageszeitung betreffend — Zur Beachtung — Anzeigen

Dem achtundzwanzigsten Kongreß für Innere Mission gewidmet

Gruß aus dem Westen

Im fernen, fast unerreichbaren Osten des Vaterlands tagt der achtundzwanzigste Kongreß für Innere Mission. Gerade darum sei ihm aus dem Westen ein um so herzlicherer Gruß gebracht. Denn um so wichtiger ist diese Tagung für unsre evangelische Kirche.

Kein Zweifel, daß das kirchliche Leben im Westen rascher pulsirt. Mancherlei Geister regen und reizen sich hier in altgewohnter Freiheit; manchem mags zu bunt bei uns hergehn, wunderliche Gebilde drängen sich zwischen den historischen Kirchen hervor und begehren auch Luft und Licht, manchmal auf Kosten der Kirchen. Aber wer die scharfe Luft der Freiheit verträgt, dem thut sie wohl. — Anders liegen die Dinge im Osten. Zwar, die Meisten kennen den Osten nicht. Es scheint keine Veranlassung vorhanden, ihn kennen zu lernen. Er ist das stabile Element im großen Kirchenkörper, und wenn er auf etwas drängt, dann drängt er auf feste Formen und Ordnungen. . . .

Die Besucher Posens werden in diesen Tagen merken, daß auch im Osten Leben ist. Und die Evangelischen Posens werden hoffentlich sich durch den Kongreß zu neuem Regen und Ringen befruchten lassen. Das Programm des Kongresses ist überaus reich und bedeutend.*) So darf man mit guter Zuversicht ein glückliches Gelingen hoffen.

Am meisten würden uns die nicht öffentlichen Verhandlungen interessiren, über „die Innere Mission und die sozialen Bestrebungen" und über „Diakonissenhaus und Diakonieverein." Möge Gottes Geist hier vor allem die Herzen und Gedanken lenken. Ein Kongreß, der Wichern zum Vater hat, wird nicht verurteilen können, was zur Ueberwindung leiblicher und sittlicher Not groß gedacht und unternommen ist, mag es vielen nicht gefallen, auch Mächtigen und Reichen. Man stößt sich an einzelnen Forderungen, die hier oder da im Namen des christlichen Gewissens erhoben werden: als ob das nicht Nebensache wäre gegenüber der ungeheuern Aufgabe, das christliche Gewissen überhaupt zu wecken, auf die Gesinnung zu wirken, und zwar in allererster Linie derer, die da vorgeben, daß sie mit Ernst Christen sein wollen! Und darin müssen Innere Mission und soziale Bestrebungen sich als Kinder Eines Geistes, als Kampf- und Bundesgenossen von innigster Verbundenheit erkennen! — Und „Diakonissenhaus und Diakonieverein"? Wir geben heute wieder wie schon manchmal dem Begründer und Wortführer des Diakonievereins das Wort, weil wir überzeugt sind, es ist eine gute Sache, die er führt, und wenn sie neu ist, so waren das die altbewährten Unternehmungen der Innern Mission früher auch einmal. Wir hofften in der heutigen Nummer gleichzeitig einen Aufsatz zu bringen über das Thema: „Warum halten die Diakonissenhäuser an der Fliednerschen Mutterhausverfassung fest?" Das holen wir, denk ich, noch nach. Soviel aber scheint uns sicher, daß gar nichts die beiden Werke oder Organisationen hindern kann, in Segen neben einander zu bestehen.

Schließlich noch eins im Hinblick auf manche Verhandlungen und Streitigkeiten der letzten Jahre. Je mehr die Innere Mission der Gunst der Großen und Einflußreichen unsers Volkes sich erfreut — und das ist ihr doch nachgerade zu teil geworden —, desto mehr muß sie auch die öffentliche Kritik gerne leiden und aus allem lernen.

Und so wünschen wir dem Posener Kongreß eine lebendige sympathische Teilnahme von oben und unten, den Verhandlungen selbst aber den Geist freudiger Selbstkritik und heiliger Aufgeschlossenheit für alle die großen Aufgaben, die Gott in unsrer Zeit der Christenheit wie dem Christen allenthalben gestellt hat.

R

*) Abgedruckt in Nr. 28 d. l. Jahrg.

Die Unvernunft des Unglaubens

Röm. 1, 22

Der Glaube ist die höchste Vernunft des Lebens. Wir sind nur dann imstande, die Rätsel dieses Weltlebens einigermaßen zu lösen, wenn wir vom Glauben aus Beruf und Ziel unsers Daseins beurteilen. Sobald wir davon absehen — wir vermögen auch dann vieles zu verstehen und in eine vernünftige „Weltanschauung" einzufügen, aber die letzten Folgerungen führen ins Bodenlose und Ungereimte. Die meisten bleiben stehen, ohne diese Folgerungen zu ziehen. Wagt es einmal ein rabiater Geist, so muß man den Kopf schütteln und ausrufen: welche Unvernunft! Es hat jemand eine „soziale Studie" unternommen über „das Recht auf den Tod."*) Wir würden uns nicht versucht fühlen, in diesem Blatte darauf aufmerksam zu machen — selbst auf extremem Standpunkte hat man den Inhalt dieser Studie zurückgewiesen —, wenn es nicht interessant wäre, hier so recht deutlich die Unvernunft des Unglaubens nachzuweisen. Wir meinen, diese Broschüre wird zwar keineswegs viele für ihr Raisonnement gewinnen; sie kann aber

*) Das Recht auf den Tod. Soziale Studie von Adolf Jost. Göttingen, Dieterichscher Verlag, 1895.

manchem die Augen darüber öffnen, wohin die „hohe Kultur“ des Unglaubens führt.

Der Verfasser meint in allem Ernste, daß unsre Zeit in der Frage „nach dem Recht auf den Tod“ einem bedeutsamen Fortschritte nahestehe. Sie habe vor allem eine bessere Grundlage, um ihrer Untersuchung mit offnem Sinn sich befleißigen zu können. Die „natürliche“ Weltauffassung dringe immer mehr durch, das religiöse Dogma stehe vor seinem Untergange; seit Schopenhauer werde das „Mitgefühl“ allein als Quelle und Wurzel von Moral und Sittlichkeit anerkannt. Dazu handle es sich bei dieser „sozialen“ Frage nicht um wirtschaftliche Interessengegensätze, man habe nur gegen die Dummheit zu kämpfen. Der Verfasser behauptet kühn, der Glaube an ein Leben, das über diese Welt hinausreiche, finde sich bei Gebildeten verhältnismäßig nur noch wenig; er ist überzeugt, daß der Atheismus schon zum Siege gelangt ist, besonders deswegen, weil wohl „nirgend der liebe Gott heute weniger zu Hause sei als auf unsern Universitäten“ (!). Vom Standpunkt des reinen „wissenschaftlichen“ Atheismus und der „natürlichen Moral“ wird also verlangt, daß das Recht, alles hoffnungslose Leben zu vernichten, anerkannt werde:

> Wenn wir einen unheilbar Kranken auf seinem Lager unter unsäglichen Schmerzen sich winden sehen, mit der trostlosen Aussicht auf vielleicht noch monatelanges Siechtum, ohne Hoffnung auf Genesung; wenn wir durch die Räume eines Irrenhauses gehen, und es erfüllt uns der Anblick des Tobsüchtigen oder des Paralytikers mit all dem Mitleid, dessen der Mensch fähig ist, dann muß trotz allen eingesognen Vorurteilen der Gedanke in uns rege werden: haben diese Menschen nicht ein Recht auf den Tod? hat nicht die menschliche Gesellschaft die Pflicht, ihnen diesen Tod möglichst schmerzlos zu geben?

Oder wenn das soziale Elend jemand in die Lage bringt, daß er seinen Mitmenschen nicht mehr nützen kann, während er selbst aufs äußerste leidet, könnte da der Selbstmord verurteilt werden? Staat und Gesellschaft nehmen im alten Aberglauben noch immer dagegen Stellung. Es wird dem Menschen von Jugend auf als ein Verbrechen dargestellt, seinem Leben selbst ein Ende zu machen. Wie extrem die gesetzliche Beurteilung ist, erhellt daraus, daß der, der einem andern nach dessen ausdrücklich ausgesprochnem Wunsche das Leben nimmt, mit Gefängnis nicht unter drei Jahren bestraft wird.

Dagegen wünscht nun der Verfasser, daß der Staat einem unheilbar Kranken völlig die Entscheidung über sein Leben überlasse und ihm die Mittel zur schmerzlosen raschen Tötung zur Verfügung stelle, oder diese durch den Arzt vollziehen lasse. Seine Meinung ist, daß solche Fälle ganz analog einer gefährlichen Operation, die man dem gewissenhaften Urteil des Arztes überläßt, wenn der Kranke selbst seine Einwilligung gegeben hat, zu handhaben seien. Bei physisch Unheilbaren sei der erste Schritt der Reform zu machen. Dagegen komme die Anerkennung des Rechts auf den Tod bei Geisteskranken erst in zweiter Linie in Betracht, da hier die Zustimmung des Kranken fehlen müßte. In den ersten Fällen sei neben der Zustimmung des Kranken in der Krankheit selbst ein objektives Kriterium dafür gegeben, ob eine eventuelle Tötung gerechtfertigt sei. Bei dem Selbstmord, wie er sonst geübt werde, sei dies nicht der Fall; er könne berechtigt sein, aber auch unberechtigt. Aber man dürfe bei dem wenn auch langsamen Fortschritt des Menschengeschlechts hoffen, daß die Zahl der unberechtigten Selbstmorde zurückgehen werde.

Unser atheistischer Denker betrübt sich zwar sehr, wenn er sich daran erinnert, wie seine weltverbessernden Ueberzeugungen von der heutigen Gesellschaft zurückgewiesen werden. Da rede ein „ältlicher Blaustrumpf“ von dem geheimnisvollen Endzweck des Lebens, der uns verbiete, es von uns zu werfen. Dann erkläre ein Professor der Medizin, der Wille zum Leben sei ein Mittel der Natur, die Gattung zu erhalten; niemand dürfe der Natur widerstreben. Dann meinte ein Philosoph, wir müßten das Leben im Interesse etwa des Unbewußten oder des Absoluten erhalten, selbst wenn es scheinbar nutzlos gewesen sei. Dann poltere ein alter General hervor, der liebe Gott habe uns einen Posten angewiesen, den wir als ehrliche Soldaten nicht verlassen dürften. Und der anwesende „Pfaffe“ gebe dazu seinen Segen. Trotzdem bleibt der Verfasser von der Richtig[keit] seiner Forderungen überzeugt; er erhofft davon ein neues Au[f]blühen der Menschheit. Die Todeskrankheit — so sagt er —, die Folterkammer der Menschheit, übt auf die meisten denkende[n] Menschen einen deprimirenden, zum Pessimismus drängende[n] Einfluß aus; die Lebensfreude wird dadurch vergällt. Uns[re] Kranken- und Irrenhäuser mit ihren vielfach zwecklos Leidende[n] haben einen beträchtlichen Beitrag zur düstern Stimmung unsr[er] Zeit geliefert. Diese Thatsachen wirken auf uns stärker ein a[ls] bei unsern Vorfahren; denn wir denken mehr an die Zukunf[t,] während sie mehr Kinder des Augenblicks waren, und sodan[n] ist uns der Glaube an die Unsterblichkeit, der früher einen g[e]wissen Trost bot, vollkommen abhanden gekommen.

Wir halten inne in den Gedankengängen dieser seltsame[n] Broschüre. Ein Zeichen der Zeit! Eine Frucht des trostlose[n] Unglaubens! Sie gaben die Gottesgabe des Glaubens dahin f[ür] das Linsengericht dieser „natürlichen Weltanschauung,“ und s[ie] kommen nun bei Resultaten an, die doch jeder Vernunft Ho[hn] sprechen. Da sie sich für weise hielten, sind sie zu Narren g[e]worden. Vernunft, Hoheit, Größe, Weisheit — alles ist [in] dieser Sache auf Seiten des christlichen Glaubens; Unvernun[ft,] Erbärmlichkeit und Thorheit auf jener Seite. Ich las ei[ne] Anzeige dieser Broschüre in einer demokratischen Zeitung. D[er] Verfasser bekannte sich zu demselben Atheismus. Im „Gege[n]satz zu Schiller“ sagt er, daß er dieses Leben für der Güte[r] höchstes halte, weil bisher nichts Besseres gefunden sei. Trotz[-]dem meint er, das Gebäude dieser erkünstelten Selbstmordlog[ik] sei unhaltbar, weil erfahrungsmäßig die Schwer- und unheilba[r] Kranken gerade am meisten am Leben hängen. Lungenkran[ke] z. B. denken selten an den Tod, sie haben beständig die Ho[ff]nung auf Genesung, auch wenn ihr Zustand schon derartig i[st,] daß der Arzt die Hoffnung auf langes Hinaushalten d[er] Katastrophe aufgegeben hat. Unser Verfasser meint demgegen[-]über, da wirkten nur die verkehrten Einflüsse bisheriger E[r]ziehung mit. Noch finde man bei Todkranken häufig ein[e] Rückkehr zur Religiosität. Aber die Zukunft werde das u[n]möglich machen, wenn die religiöse Erziehung in der Juge[nd] aufgehört habe. Die Broschüre zieht hier folgenden geschmac[k]losen Vergleich an:

> Denken wir uns etwa einen alten Aegypter, der in seiner the[o]retischen Ueberzeugung alle religiösen Vorurteile haben möge. Ich b[in] überzeugt, er hätte es trotzdem kaum fertig gebracht, eine Katze zu töte[n.] Wohl ist er vielleicht in seinem Denken überzeugt davon, daß die Ka[tze] kein heiligeres Tier ist alle andern; aber in seinem Gefühlsleben ka[nn] er sich von seiner Erziehung doch nicht ganz losmachen. Aehnlich ge[ht] es uns heute mit dem freiwillig gewählten Tode.

Aber lassen wir das! Die gesamte Ideenverbindung de[s] Verfassers wird vom Standpunkte der Praxis kaum ernst g[e]nommen werden. Für uns ist sie von Interesse, weil an i[hr] die Unvernunft des Atheismus offenbar wird. Auf diese[m] Standpunkte kennt man nur die verhältnismäßig kurze Ze[it] auf diesem Planeten, worauf wir uns befinden. Dies Lebe[n] ist alles. Man möchte dies Leben in den engen Grenzen, [in] denen es sich befindet, so heiter und ungetrübt wie mögli[ch] haben. Nichts stört in diesem Streben den modernen Mensche[n] so sehr als die Leiden, von denen wir uns auf allen Seite[n] umgeben sehen. Die atheistische Weltanschauung spöttelt üb[er] den Gedanken, daß der Mensch durch sie erzogen werden so[ll,] daß sie von einer höhern Macht zur Erziehung geordnet sin[d.] Nach ihr existirt diese Macht nicht, und im Grunde ist b[ei] dem Menschen nichts zu erziehen, er ist wie eine Blume a[uf] dem Felde. Man möchte nun eigentlich gerade von diese[n] Prämissen aus sagen: wenn dies gegenwärtige Leben alle[s] ist, so willst du dem Unglücklichen, dem es durch zufällige Um[-]stände schon verkürzt wird, es noch vor der Zeit vernichten?

Unser Verfasser erwidert, daß bei richtiger (d. h. atheistischer) Anschauung jeder nur ein absolut glückliches Leben woll[e,] und daß er damit einverstanden sei, es zu verlieren, sobald e[s] dies nicht sei. Menschen wie er haben das größte Grauen vor de[m] Schmerz. Er sagt, es sei schon schlimm genug, daß den meiste[n] Menschen ein Ende mit Schrecken beschieden sei. Ja, wenn alle a[n] einem Herz- oder Gehirnschlag plötzlich und rasch stürben, s[o]

aß sie gar keine Schmerzen durchzukosten hätten — das ließe r sich gefallen, dann brauchte er vielleicht gar nicht für sein „Recht auf den Tod“ zu plädiren. Man fühlt, wie das unruhige und böse Gewissen unbewußt sich geltend macht. Es soll in dieser Welt kein schmerzensreiches Todeslager mehr geben; der Arzt soll — wenn der Tod vorauszusehen ist — den Kranken durch Morphium oder ein andres Mittel schmerzlos töten. Dann braucht man keine Furcht mehr vor dem Tode zu haben, und vor allem, so lange die Menschen das Erdenleben haben, können sie freudig sich tummeln. Sie werden nicht mehr durch die Bilder des Elends und des Unglücks erschreckt. Die Wissenschaft wird es dahin bringen, das Leben so lange wie möglich zu erhalten. Ists nicht mehr zu erhalten, so werfe man es weg!

O, über die Thoren, die absichtlich vor der Ordnung des Lebens die Augen verschließen! Unser keiner lebt ihm selber, und keiner stirbt ihm selber. Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Darum, wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn. Röm. 14, 7f. Das ist die christliche Auffassung. Vernunft und Hoheit ist auf ihrer Seite, sie vermag die Verhältnisse dieses Weltlebens zu verstehen und zu würdigen. Keiner Wissenschaft wird es je gelingen, die Leiden von dem Menschenleben fernzuhalten. Die Natur bringt beständig Schmerz und Prüfung über uns. Und deutlich genug sehen wir es, daß mit steigender Kultur die mannigfachsten Leiden wachsen, und daß die „Elemente hassen das Gebild aus Menschenhand“. Wenn man die menschliche Existenz nicht zur gebildeten Tierexistenz degradiren will, so kann man die Teleologie von ihr nicht fern halten. Das menschliche Leben muß ein sittliches Ziel haben. Ein sittliches Ziel kann in den Grenzen des Naturdaseins nicht gefunden werden. Hat der Mensch eine sittliche Bestimmung, so muß sie über die Naturwelt hinausreichen. Die Leiden der Zeit zeugen dafür. Warum sollte das Menschenleben im Unterschiede von allem andern Naturleben mit so viel Leiden umgeben sein, wenn doch keine Macht da ist, die sie geordnet hätte? Muß nicht eine sittliche Lebensmacht hier Werkzeuge anwenden, um dies natürliche Leben sittlich und geistlich zu machen? Zu welchen Absurditäten kommt der Atheismus, wenn er dem starken Zeugnis des Glaubens sich entzieht! Man darf lächeln über die Versuche, ihn auszubauen. Es bleibt dabei: Das Leben ist Gottes, der Mensch ist nicht Herr seines Lebens. Die ewige Liebe erzieht ihn durch Freude und Schmerz, sie sucht auch den, dessen Vernunft, obwohl das Gewissen noch thätig ist, sich auf Irrwege begeben hat. Die Leiden der Zeit sind ein starkes Mittel in der Hand dieser ewigen Liebe, die Seelen sucht. Auf jeden werden sie gelegt. Es ist gut, daß jeder durch sie den Zug der Liebe des ewigen Vaters erkennen kann.

Noch eine Bemerkung! Es giebt in unsrer Zeit edle Menschen, die den christlichen Glauben aufgegeben haben und bei atheistischer Weltanschauung sich beruhigen. Sie sprechen nicht nur von Humanität, sie sind bereit, für alle humanen und humanitären Bestrebungen einzutreten. Wer wollte sich dessen nicht freuen? Trotzdem läßt sich der große Unterschied dieser Humanität und der christlichen Liebe nicht verkennen. Die Grenze der erstern liegt klar genug vor. Sie wünscht dem Elend zu steuern, es verlangt sie, der Not des Erdenlebens entgegenzutreten. Aber ihre Hoffnung reicht nicht über die Erde hinaus. Sie hat keine lebendige Hoffnung, keine Hoffnung des ewigen Lebens. Darum kennt diese Humanität — wenn sie vor der Konsequenz nicht zurückschreckt — für den Fall, daß das Elend nicht zu hemmen ist, als Heilmittel nur den — Tod. Es ist „Mitleid,“ dem Armen, der doch keine Aussicht mehr auf die Freude der Erde hat, sanft und unmerklich den Tod zu geben. Dieses „Mitleid“ — etwas andres als die christliche Liebe — kannten schon die Heiden. Es ist Mitleid, wenn du dem Elenden, der am Wege liegt, kein Almosen reichst, du verlängerst nur seine Qual! so sprach der römische Philosoph. Nietzsche ist derselben Ansicht. Der Schwache und Inferiore mag verschwinden; es ist Sentimentalität, ihn künstlich zu erhalten. Das Ziel ist der „Uebermensch.“ Das ist die Weisheit und die Leistungsfähigkeit der „natürlichen Weltanschauung.“ Welch ein Glanz umgiebt im Gegensatz dazu den christlichen Glauben! Die Liebe, die er in den kalten Menschenherzen erweckt, hat keine Grenzen. Sie sucht Leib und Seele. Sie kennt keine Hoffnungslosigkeit. Sie weiß, daß für Gott alle Dinge möglich sind. Sie schreckt nicht vor den äußersten Notständen zurück. Sie greift zu, wo sie helfen kann. Sie weiß, daß sie stärker ist als der Tod, daß sie den Tod überwindet. Sie weiß, daß die Menschenseele für die Ewigkeit geschaffen ist, und daß selbst da, wo vor menschlichen Augen der Erfolg verborgen ist, Gott seine Ziele hinausführt. Es ist etwas Herrliches um die christliche Liebe, die mit Gott ihr Missionswerk treibt.

Teichmann

Pestalozzi ein Vorbote der Innern Mission

Als Mann der Schule, als Erzieher trägt Johann Heinrich Pestalozzi einen berühmten Namen und wird überall anerkannt. Daß er aber noch eine andre weittragendere Bedeutung hat, vergißt man gewöhnlich, eine Bedeutung nicht nur für die Schule, sondern für das ganze Volksleben. Denn er hoffte durch eine neue Erziehung zunächst sein Volk zu heben. Trieb ihn auch seine Art, der Reichtum seines Herzens, vor allem zu den Kindern, so wandte er doch sein Nachdenken den Nöten der Gesamtbevölkerung zu und suchte mit allen Kräften praktisch einzugreifen. In dieser praktischen Arbeit liegt die Berechtigung, Pestalozzi als Vorboten der Innern Mission hinzustellen. Nicht als ob er direkt den großen Organismus christlicher Liebesthätigkeit, den wir unter diesem Namen zusammenfassen, gegründet oder zu seiner Gründung veranlaßt hätte. Das nicht. Aber er hat dasselbe Ziel verfolgt, wie es dieser Organisation vorschwebt, an einem einzelnen Punkt die Hilfe gebracht und hat von da aus ein Neues schaffen wollen.

Pestalozzi, geboren den 12. Januar 1746, war ein Züricher Stadtkind. Sein Vater starb früh. In bescheidnen Verhältnissen spürte der Junge bald die Not des Lebens am eignen Leibe. Draußen auf dem Dorfe, im Hause eines alten Pfarrers, sah er die Aermlichkeit und Unwürdigkeit ländlichen Daseins. Was seinen Augen hier und in der Stadt entgegentrat, ist ihm zeitlebens eindrücklich geblieben und hat seiner Arbeit die Richtung angegeben. Die Zeit war wie geschaffen, derartige Keime in einem warmen Gemüte ausreifen zu lassen. Achtzig Jahre vorher hatte der Hallische Pietismus zuerst energisch auf das Elend und die Verwahrlosung weiter Volkskreise hingewiesen und kräftig Hand angelegt. Eben jetzt verbreitete sich in der gesamten gebildeten Welt die Stimmung der Aufklärung: der Mensch ist gut, groß und edel; er ist frei; er kann alles überwinden; er soll glücklich werden. Rousseau hatte seine Zaubertöne angestimmt und die Zeitgenossen mit Bewunderung erfüllt für sein herrliches Evangelium von der Freiheit des Menschen, von seiner Würde, von den glänzenden Zielen seiner Entwicklung. Dazu der Gegensatz der wirklichen Lage: überall die größte Armut, eine kleine Minderheit im Besitz der politischen Herrschaft, Willkür in der Verwaltung, in den untern Klassen kaum irgend welche Bildung. Was das einem Manne bedeutete, dem eigne Not für fremde das Auge geöffnet hatte, der den Widerstreit zwischen Ideal und Wirklichkeit bitter empfand, läßt sich leicht vorstellen. Im Herzen das reiche, erhebende Ideal von allgemeiner Menschenwürde, draußen die Mitgenossen an dieser Herrlichkeit gedrückt, oft ohne Ahnung der ihnen zugedachten Ziele. Diese innern Erlebnisse trieben Pestalozzi hinein:

> Ich wollte durch mein Leben und will heute nichts andres als das Heil des Volkes, das ich liebe und elend fühle, wie es wenige elend fühlen, indem ich seine Leiden mit ihm trug, wie wenige sie mit ihm getragen haben.

Und was zunächst über die Erfahrungen nach der Neuhofer Zeit gesagt ist, gilt doch auch von den Vorbereitungsjahren:

> Es hörte der mächtige Strom meines Herzens nicht auf, einzig und allein nach dem Ziele zu streben, die Quellen des Elends zu stopfen, in das ich das Volk um mich her versunken sah, und von einer Seite stärkte sich meine Kraft immer mehr.

Das erste Unternehmen war die Gründung der Armenanstalt Neuhof, die Pestalozzi von 1775 bis 1798 leitete. Hier suchte er zum erstenmale praktisch seine Pläne zu verwirklichen. 1798 übernahm er, nur für kurze Zeit, da er von den Franzosen vertrieben wurde, in Stanz eine Kinderrettungsanstalt, um sich, tief gedrückt, innerlich aber doch ungebrochen, nach Burgdorf und Iferten zu wenden und da seine berühmte Erzieherthätigkeit zu beginnen.

Gerade durch diese praktische Arbeit ist Pestalozzi ein Vorbote der Innern Mission geworden. Denn er hoffte, indem er sich des Elends der Kinder annehme, die Not zu beseitigen und eine neue Generation zu schaffen. In dieser Absicht wandelt er ganz in den spätern Bahnen. Immerhin ist die Art, wie die Absichten durchgesetzt werden sollten, eigen und weicht von der spätern Methode ab. Die Innere Mission arbeitet an den Verwahrlosten und für die Verwahrlosten. Andre arbeiten an diesen als an Objekten ihrer Liebesthätigkeit und wollen ihnen helfen, während die Elenden selbst das über sich ergehen lassen müssen. Pestalozzi nimmt sich wohl der Kinder an, die aus solch traurigen Verhältnissen stammen, und betrachtet sie als Objekt seiner Erziehung; aber er will die Alten, die in jenen Verhältnissen groß geworden sind, zur Mitarbeit aufrufen und sie selbst dazu fähig machen. Zu diesem Zwecke werden in Neuhof die beiden Bücher geschrieben: Lienhard und Gertrud und: Wie Gertrud ihre Kinder lehrt. Ersteres eine Schilderung, wie eine Familie durch den Einfluß einer tüchtigen Mutter heraufgebracht und eine Gemeinde aus einer verrotteten Verwaltung durch einen tüchtigen Herrn und verständigen Pfarrer zu Ordnung und Wohlstand emporgehoben wird. Das zweite Buch eine Anweisung an die Mütter, zu lehren, allerdings zu hoch für den Durchschnitt der Mütter. Aber bezeichnend ist es für die Richtung des Verfassers, daß er sich unmittelbar an die Mütter wendete. In „Lienhard und Gertrud" will er ein Bild geben, was eine Frau des Volkes leisten kann in ihrer Sphäre, und will gerade die Mitglieder der gefährdeten Schichten beeinflussen, sich aufzuraffen und ihre Kraft zu bethätigen. Freilich, die Klassen der Bevölkerung, die Pestalozzi vor sich hatte, sind nicht die Glieder des vierten und fünften Standes, die im Kampfe unsers städtischen, unsers Industrielebens zu Boden geworfnen. Daran fehlte es damals noch. Die Maschine kam eben erst auf. Es sind weite Kreise der verarmten bäuerlichen Bevölkerung und des Handwerks, denen der Ruf gilt, die vielfach durch eigne Verschuldung oder Trägheit ins Unglück gekommen waren. Daß er sie zur Selbstthätigkeit aufruft und noch solches Vertrauen zu ihnen hegt, ehrt ihn sehr und zeigt, wie auch die Innere Mission am besten verfährt, wenngleich unter schwierigern Verhältnissen.

In dem Vertrauen zum guten Kern in den Verkommnen, in der festen Zuversicht, daß sie dennoch sich emporringen würden, ist Pestalozzi unerschütterlich; er lebt ganz in dem Glauben — vielleicht schilt man das Optimismus —, der später einen Wichern beseelt hat, und der allein jeden Arbeiter auf diesem Gebiete trotz der vielen Täuschungen und Widerwärtigkeiten aufrecht erhalten kann. Man warf ihm seine Vertrauensseligkeit vor, achtete ihn als einen Träumer. Zu einem Freunde spricht er sich damals so aus: (Wie Gertrud u. s. w.)

Ich sah deine Thränen, und es wallte in meinem Busen die Wut über den Menschen, der es noch aussprechen konnte: Die Veredlung des Volkes ist nur ein Traum.

Nein, sie ist kein Traum; ich will ihre Kunst in die Hand der Mutter werfen, in die Hand des Kindes und in die Hand der Unschuld, und der Bösewicht wird schweigen und es nicht mehr aussprechen: sie ist ein Traum.

Dieses unbedingte Vertrauen spiegelt sich auch in den Gestalten wieder, die in „Lienhard und Gertrud" aus der Bedrängnis zu einer geordneten sozialen und sittlichen Stellung heraufdringen.

Was ihn zu diesem Vertrauen bringt, sagt der Ausruf:

Gott! wie dank ich dir meine Not! Ohne sie spräche ich diese Worte nicht aus und brächte den Bösewicht nicht zum Schweigen.

Am eignen Leibe hat er die Not erfahren. Er hat mit dem Volk gelitten, innerlich wie äußerlich, mit den Elenden gelebt. Er hat ihnen ins innerste Herz gesehen. Auch hierin

ein Vorbote derer, die später aus dem Jammer eines teilnahmvollen und mitlebenden Herzens heraus die Arbeit thaten. Wir finden darüber folgende Stelle:

Ich sage es jetzt mit innerer Erhebung und mit Dank gegen die ob mir waltende Vorsehung: selber im Elend, lernte ich das Elend des Volkes und seine Quellen immer tiefer und so kennen, wie sie kein Glücklicher kennt. Ich litt, was das Volk litt, und das Volk zeigte sich mir wie es war und wie es niemand sich zeigte. Ich kannte es, wie es niemand um mich kannte.

Er fühlte die in jedem schlummernden Kräfte heraus, in den Alten wie in den Jungen. Davon wollte er nichts verloren gehen lassen und hat sich aller seiner Pfleglinge mit der rührendsten Hingebung angenommen. Er wollte sie zur Arbeit und Ordnung erziehen. Aber es war keine kalte Erziehung, sein Herz gehörte denen, für die er arbeitete. Darum zögert und scheut er sich nicht, ihnen alle Dienste zu thun: „ich einzig — gänzlich von allen Hilfsmitteln der Erziehung entblößt; ich einzig — Oberaufseher, Zahlmeister, Hausknecht und fast Dienstmagd, in einem ungebauten Hause, unter Unkunde, Krankheiten und Neuheiten von aller Art." Pestalozzi hat den Kindern, die ihm anvertraut waren, nicht nur etwas von seiner Kraft, einige seiner Gedanken, er hat ihnen Tag und Nacht seine ganze Kraft, sein ganzes Leben geopfert. Er lernte und spielte, aß, trank und schlief mit ihnen als ihr treuer Genosse, um ihnen allzeit nahe sein zu können und sie durch den Eindruck seiner Persönlichkeit immer mehr, immer nachdrücklicher emporzuheben. Kein Wunder, daß die Kinder mit begeisterter Hingabe an dem Manne hingen und gegen ihn wie gegen einen Vater gesinnt waren.

Schauen wir so die Gestalt des Leiters von Neuhof und Stanz vor uns, so erscheint sie uns nach einer Seite ganz wie die spätern Arbeiter in der Innern Mission. Nur fühlen wir, wie alle die Eigenschaften, die diesen Männern unentbehrlich sind, bei ihm in einer seltenen Stärke, Reinheit, ich möchte fast sagen Leidenschaftlichkeit sich zeigen; daß er darum vielleicht als Bahnbrecher gelten darf, der in genialer Ursprünglichkeit die richtigen Wege heraus empfand. Die Aufopferungsfähigkeit nicht nur für ferne Ziele, sodaß er sich kalt von der Wirklichkeit zurückzöge, die den hochfliegenden, erträumten Idealen doch nicht entspricht, nein, für die traurige Gegenwart, für die elenden, unwissenden Kinder, für das gedrückte Volk vor und neben ihm reihen ihn nicht minder in die Gemeinschaft derer ein, die nach ihm gegen die Not ihrer Mitmenschen stritten, als das feste, nicht wankende Vertrauen in die arme Masse, der Glaube, sie veredeln zu können. Diese Gesinnung, sowie seine erzieherische Absicht zur Selbständigkeit zeigen, daß Pestalozzi, obwohl von seinen Zeitgenossen vielfach verkannt und verspottet als Schwärmer und Charlatan, es doch nicht auf Augenblickserfolge abgesehen hat, sondern auf dauernde Hilfe. Er hegt die Hoffnung — auch darin berührt er sich mit der Innern Mission —, durch die Rettungs- und Erziehungsarbeit einen durchschlagenden, umgestaltenden Einfluß zu gewinnen. Hierin hat er sich getäuscht. Die Wirkungen, die von ihm ausgingen, sind aber wertvoll genug. Seine Thränen, seine tiefen innern Leiden haben köstliche Frucht gebracht. Nur berührt es tragisch, zu sehen, wie seine Unternehmungen, an die er doch seine Lebenskraft gesetzt hatte, eine nach der andern zusammenbrachen bei der Unfähigkeit seiner Leitung. Vor seinem Geiste stand alles klar; mit heiliger Leidenschaft erfaßte Herz und Wille die Aufgaben. Pestalozzi kannte die Menschen aufs genaueste, durchschaute mit intuitiver Sicherheit ihr ganzes Wesen und Treiben. Es war nicht Menschenunkenntnis; vielmehr fehlte die Fähigkeit, sie zusammenzuhalten, auszugleichen, überhaupt zu leiten. Darum fielen trotz aller Geduld und Ausdauer die Unternehmungen doch zusammen, nachdem sie weithin als Lern- und Musterstätten gedient hatten. Der gute Same wurde überall hinausgetragen; an den Fehlern des Meisters lernten die Schüler.

Sehen wir von der Unfähigkeit zur Organisation ab, so haben wir doch ein Recht, Pestalozzi als Vorboten der Innern Mission anzusehen. Denn die Gesinnung und Stimmung, die ihn beseelten, sind auch dort maßgebend geworden. Nur fragt sich vielleicht mancher, ob er nicht eher ein Vorbote der jetzt auch weitentwickelten humanitären Liebesarbeit sei, aber nicht

er christlichen. Man führt als Beweis für diese Beurteilung ern das eigne Gefühl Pestalozzis an, wie er ganz am Ende ines Lebens die Anstalt Beuggen besuchte und, vom Gesang er ihn begrüßenden Kinder gerührt, seinen Mißerfolg bedauerte nd bekannte, hier sei verwirklicht, was er selbst vergeblich er= rebt habe. Allein es erscheint doch ungerecht, nach diesem usbruch der Stimmung eines Mannes, dem seine größte Lebens= rbeit augenscheinlich zerfallen war, seine religiöse Stellung be= immen zu wollen. Es drückt sich darin allgemein der Schmerz ber das Mißlingen, aber nicht das Sehnen nach einer religiösen ertiefung aus. Allerdings eigenartig zum mindesten ist Pesta= zzis Stellung zum Christentum; sie war auch nicht immer leichmäßig. In den beiden Volksschriften schlägt er einen armen religiösen Ton an und hält sich an die Vatergüte und reue Gottes. Wenigstens darf man bei ihm annehmen, daß ieser Glaube auch seiner Ueberzeugung entspricht. Die Re= gion nur als Zuchtmittel für die Massen zu benutzen, paßt r nicht zu seiner Art. Von Christus und seiner Bedeutung pricht er nur wenig. Man spürt, daß Jesus Eindruck auf ihn acht, aber doch mehr als Wahrheitskämpfer, denn als religiöse ersönlichkeit. Vielleicht darf man so entscheiden: es fehlt dem hristentum Pestalozzis die geschichtliche Färbung, das Bewußt= in, daß das Christentum auf geschichtlichen Thatsachen und ersönlichkeiten beruht; er hält sich statt dessen mit seinen Zeit= enossen an die allgemeinen Wahrheiten. Dadurch gewinnt die uffassung leicht etwas Abstraktes und Abgeblaßtes. Dazu mmt noch, daß wir einer eingehenden psychologischen Analyse r religiösen Funktionen begegnen, die, allein genommen, die eligion lediglich immanent zu erklären scheint. Religion heißt er „die höchste Anstrengung deines ganzen Wesens, den Geist errschen zu machen über das Fleisch, eine in meiner Natur bende bessere Kraft.“ „Der Mensch will einen Gott fürchten, amit er recht thun kann; er will einen Gott fürchten, damit r Tiersinn seiner Natur ihn nicht länger in seinem Innersten ntwürdige. Er macht sich nun das, was er kann, zum Gesetz issen, was er solle.“ Wie Pestalozzi diese beiden Gedanken= eihen innerlich verarbeitet hat, ob die eine für ihn nur die opuläre oder symbolische Darstellung des eigentlichen Sachver= alts bedeutet, sagt er nicht. Genug, daß beides neben einander ergeht; genug, daß er in seinem ganzen Thun und Denken on dem christlichen Geist erfüllt ist, der später die Männer der nnern Mission beseelt hat. Dabei mag er die Sprache reden, e ihm geläufig war und die seine Zeit verstand. Soviel ist ewiß, daß wir ihn auch in Bezug auf die Wärme und Kraft iner religiösen Empfindung, wie mit Rücksicht auf ihre Be= währung im Kampfe des Lebens als Vorboten der Innern Mission auffassen dürfen.

Wieso Pestalozzis Streben Bahnen verfolgte, die über das rbeitsziel der Innern Mission im engern Sinne noch hinaus= eisen, davon ein andres mal. J. Voelter

---

Pastor von Bodelschwingh und die Innere Mission

Die Innere Mission hat ihre schöpferische Periode hinter ch: heute gilt es, ihre Segnungen auszubreiten und mancherlei egenwirkungen gegenüber zu befestigen. Mögen im einzelnen Streitpunkte und offne Fragen in reichem Maße vorhanden sein, ie großen Typen des Diakonen= und Diakonissenwesens, deren lusbildung sich für uns Norddeutsche vornehmlich an Wicherns nd Fliedners Namen knüpft, stehen fest; man kann ihnen er= änzende Institutionen zur Seite stellen, wie jetzt in mannig= altiger Weise versucht wird, aber man kann sie selbst nicht vesentlich umbilden: sint, ut sunt aut non sint. Ebenso ist ie Art der Arbeit und ihr Betrieb in den Grundzügen festge= ellt; die Schwierigkeiten, die die praktische Durchführung dieser Grundgedanken, die Umspannung des ganzen Landes mit einem etz von lebensfähigen Vereinen und Liebeswerken, bereitet, nd groß genug, um die Anspannung aller Kräfte zu fordern. luch die heute so beliebte Frage nach der Stellung der Innern Mission zum Gemeindeprinzip hat praktisches Interesse nur für ie Großstädte und wird allmählich durch die Praxis ihre Lösung finden müssen. Zu einer Existenzfrage für die Innere Mission darf man sie nicht aufbauschen.

Doch unser Bild würde unvollständig sein, wenn wir nicht Wichern und Fliedner einen Dritten zur Seite stellten, der noch unter uns weilt, und dessen Schöpfungen noch nicht abgeschlossen sind, den Pastor von Bodelschwingh. Die Christliche Welt hat in letzter Zeit mehrfach Anlaß nehmen müssen, gegen ihn und seine Tendenzen zu Felde zu ziehen. Das ist uns nicht leicht geworden. Denn viel lieber stehen wir auf seiner Seite und geben uns dem sympathischen Zauber hin, der von seiner Per= sönlichkeit ausgeht. Deshalb wollen wir, um jedes Mißver= ständnis unmöglich zu machen, heute einmal die Lichtseiten seiner Wirksamkeit zeichnen und thun das mit Freuden.*)

1

Nach sehr verschiednen Seiten hin hat Bodelschwingh fruchtbare Anregungen gegeben. Das erste und vielleicht größte Verdienst seiner Wirksamkeit ist dies, daß er die barmherzige Liebe auf eine bis dahin unbeachtete Klasse von Hilfsbedürftigen, die Epileptischen, aufmerksam gemacht und diesen Armen that= kräftige Hilfe zu bringen begonnen hat. Allerdings ist es nicht Bodelschwingh, der diese Klasse von Hilfsbedürftigen sozusagen entdeckt hat. Das ist das Verdienst des Pfarrers Balke, der als Präses der rheinisch=westfälischen Blindenanstalt Hephata zu München=Gladbach auf diese Unglücklichen aufmerksam wurde und am 27. Juni 1865 im Auftrage des rheinisch=westfälischen Provinzialausschusses für Innere Mission in einer Versammlung christlicher Männer Teilnahme für sie weckte. Auf seine An= regungen hin wurde 1866 mit der Gründung von Bethel vorgegangen. Bodelschwingh wurde erst 1872 zum geistlichen Vorsteher der Anstalt berufen. Aber von seinem Eintritt her datirt die ungemein rasche Entwicklung des Unternehmens. Es soll hier hervorgehoben werden, daß die Anstalt auch um die Bereicherung der medizinischen Wissenschaft Verdienste hat. Es liegt im Wesen der Epilepsie begründet, daß der praktische Arzt von ihr in den meisten Fällen nur eine sehr ungenügende Kenntnis erhält. Nur wenn er in den Stand gesetzt wird, an einer großen Zahl von Kranken den Verlauf zu beobachten, wird es ihm möglich sein, eine tiefere Einsicht in das Wesen der Epilepsie, ihre Vorstadien, ihr Fortschreiten und womöglich ihre Heilung zu gewinnen. Diese Voraussetzungen wurden zum erstenmal in Bethel erfüllt. Man hatte bis in die siebziger Jahre gar keine Ahnung von der großen Ausdehnung dieser Nervenkrankheit. Bei einer genauen, in Rheinland und West= falen vorgenommnen Zählung fand man 4000 Epileptische daselbst. Durchschnittlich kann man mindestens einen Epileptischen auf 1000 Einwohner rechnen, sodaß auf Deutschland etwa 50000 kommen, von denen indes nur etwa 50% der Aufnahme in eine Anstalt bedürfen. Natürlich hat man bei der Pflege auf diesem ganz neu in Angriff genommnen Gebiete erst Erfahrungen sammeln und auch manches Lehrgeld zahlen müssen. Aber immer mehr bewährte sich der Grundsatz, daß für ein fortgeschrittnes Stadium der Krankheit das Anstaltsleben durchaus notwendig sei. Man hatte sich anfänglich Sorge gemacht, daß eine größere Zahl von Epileptischen, in *einem* Hause versammelt, gerade durch den Anblick ihrer Anfälle sich schaden und ihre Leiden vermehren würden. Bald zeigte sich das Gegenteil. Jede Spur des Schreckens vor den häufigen Anfällen verschwand bei den ein= tretenden Kranken in wenigen Tagen, und durch das treue gegenseitige Sichhelfen bei den Anfällen entstand bei den meisten Kranken ein Gefühl der innern Zusammengehörigkeit, das sie vorher nicht gekannt hatten. Diese Lust, sich gegenseitig zu helfen, zeigte sich auch schon bei den kleinen Schulkindern; so= bald die ersten Spuren eines Anfalls bemerklich wurden, sprangen die kleinen Leidensgenossen mit entschlossenem Mute herbei, um ihre hinsinkenden Kameraden vor Schaden zu behüten. Auch schwand mit dem Eintritt in das Haus für die Kranken jeder Eindruck von Zurücksetzung, der im Schoße der eignen Familie

*) Vgl. das instruktive Büchlein von W. Siebold: Kurze Geschichte und Beschreibung der Anstalten Bethel, Sarepta, Nazareth, Wilhelms= dorf und Arbeiterheim bei Bielefeld. Zweite Auflage 1894. Bielefeld= Gadderbaum. 1,50 Mk.

oft nicht zu vermeiden war. Eine außerordentliche Wohlthat für die Kranken war es ferner, aus der unruhigen Qual immer neuer Geheimmittel und Quacksalbereien — es giebt über fünfhundert als völlig sicher angepriesene Medikamente gegen Epilepsie — erlöst zu werden und in die feste, konsequente Behandlung eines gewissenhaften Arztes zu kommen, dem eine reiche Erfahrung auf diesem Gebiete zur Seite stand. Der segensreiche Einfluß dieser ärztlichen Behandlung zeigte sich darin, daß nach der Aufnahme in die Anstalt die Anfälle im Durchschnitt etwa viermal so selten vorkamen als vorher, sodaß infolge dessen, wenn nicht Genesung oder entschiedne Besserung, so doch ein Stillstand der Krankheit herbeigeführt und ein Versinken in Blödsinn verhütet werden konnte. Als geheilt können freilich nur etwa 7,5 Prozent, als gebessert 22,3 Prozent entlassen werden. Das erklärt sich daraus, daß die meisten zu spät der Anstalt zugeführt werden. Es handelt sich also im wesentlichen um eine Kolonie für unheilbare Kranke.

Eine ganz besonders große Wohlthat des Anstaltslebens besteht endlich darin, daß dem Kranken wieder Gelegenheit zur Arbeit gegeben wird. Gewöhnlich kommen die Kranken erst dann in die Anstalt, wenn infolge der Zunahme ihres Leidens sich ihnen die Arbeitsplätze verschließen. Aus Arbeit und Beruf verstoßen, zu einem unthätigen Hinbrüten verurteilt zu sein, empfanden viele als eine große geistige Qual. Die Bitte der Aufnahmeheischenden lautete oft nicht: Macht mich wieder gesund, sondern „Gebt mir meinen Lebensberuf wieder, aus dem ich verstoßen bin! Gebt mir eine Heimat und ein Familienleben wieder, das ich verloren habe.“ Und zwar beharrte die Mehrzahl zäh bei dem Wunsche, ihren alten Beruf wieder zu haben, in dem sie auch der Anstalt noch am meisten nützen konnten. Man kann sich denken, daß es zuerst unmöglich schien, den Wünschen der verschiednen Berufsklassen gerecht zu werden; aber aus allerlei Boden- und Kellerräumen, in die sich diese Werkstätten anfangs verkrochen hatten, entwickelte sich allmählich eine ganze Anzahl selbständiger Gebäude mit selbständigen Vorstehern und Meistern an ihrer Spitze; so entstanden allmählich Bäckerei, Tischlerei, Malerei, Gärtnerei, Schlosserei, Schneiderei, Schusterei, Töpferei, Sattlerei, Buchhandlung, Buchbinderei, Brockensammlung, Antiquariat u. s. w. Und da zudem ein großer Teil der Kranken mit Feldarbeit beschäftigt werden kann, so haben viele den ihnen lieb gewordnen Beruf wieder erhalten, in dem sie wenigstens glauben und hoffen, daß sie ihr eignes Brot wieder essen, wenn es auch oft viel weniger ist, was sie leisten, als sie selbst denken.

Ihren religiösen Mittelpunkt haben die Anstalten in der Zionskirche, einem einfach aber würdig erbauten Gotteshause mit 1500 Plätzen. Der Krankheit gegenüber, die an sich schon traurig stimmt, wird vor allen Dingen die freudenreiche Seite des religiösen Lebens zur Geltung gebracht. Der Musik in ihren mannigfachen Abwechslungen wird ein reicher Spielraum vergönnt, besonders eifrig wird das Posaunenblasen betrieben. Es findet sich bei einem großen Teil der Kranken, auch wenn ihre irdischen Hoffnungen zusammenbrechen, die Ergebung in Gottes Willen und eine friedensvolle Bereitwilligkeit, wenn es sein soll, auch den Weg ins Todesthal anzutreten. Von den meisten Kranken darf man wenigstens sagen, daß sie noch ein menschenwürdiges Dasein führen. Freilich der Gesunde, der zum erstenmale diese Szenen durchlebt, erbebt, und es wird ihm wehe ums Herz bei dem Anblick des furchtbaren Elends, wenn er z. B. in der ersten jugendlichen Entwicklung stehende Mädchen sieht, deren Sinne schon umschleiert sind, und bei denen kein Fortschritt zum Bessern zu erwarten ist, oder wenn er bei den Mahlzeiten der Blöden zugegen ist — ein schrecklicher Anblick! Die Brüder und Schwestern, die mit den so schwierigen, reizbaren Kranken ein dauernd gemeinsames Leben bei Tag und bei Nacht in Liebe und Sanftmut zu führen, ihnen jede Arbeit vorzuarbeiten und ihnen Freund, Bruder, Schwester, ja womöglich Vater und Mutter zu ersetzen haben, haben wahrlich keine leichte Arbeit, und doch gelten als die liebsten Arbeitsstätten die schwierigsten Stationen.

Das weibliche Pflegepersonal wird dem westfälischen Diakonissenhause Sarepta entnommen, das zwar vermögensrechtlich von Bethel getrennt, aber sonst aufs engste mit ihm verbunden ist. Das Haus wurde 1869 in dem Marienstift in Bielefeld mit 4 Kaiserswerther Schwestern eröffnet, 1872 aber in die Nähe der neuen Anstalt für Epileptische gelegt und dem Pastor von Bodelschwingh unterstellt. Es unterscheidet sich nicht wesentlich von den übrigen Mutterhäusern Deutschlands. Erstaunlich ist nur sein außerordentlich rasches Wachstum. In dem Kaiserswerther Verbande nimmt es der Zeit seiner Entstehung nach die sechsundvierzigste, nach der Zahl der Schwestern und Arbeitsgebiete aber die zweite Stelle ein. Am 1. Januar 1894 belief sich die Zahl der Schwestern auf 641 mit 246 Arbeitsstätten. Dieses Haus betont vielleicht mehr als die meisten andern, daß die Diakonie in erster Linie als Gemeindediakonie auszugestalten sei, weil die Kraft der evangelischen Kirche im Leben der einzelnen Gemeinden liege. Ferner hat Sarepta das beachtenswerte Bestreben, sich eine größere Anzahl freier Hilfskräfte heranzubilden, die in Zeiten der Not herangezogen werden können, ohne indes eine bindende Verpflichtung zu solchen Hilfsleistungen einzugehen.

Während so in Sarepta eine Bildungsstätte für weibliche Kranke entstand, wurde gleichzeitig in aller Stille durch die erziehliche Thätigkeit des ersten Hausvaters der Kern eines männlichen Pflegepersonals gebildet, aus dem allmählich das westfälische Bruderhaus Nazareth erwachsen ist. Dieses bildete einige Jahre lang eine Abteilung der Anstalt Bethel, wurde aber 1883 mit selbständigen Korporationsrechten versehen. Heute zählt die Brüderschaft etwa 250 Brüder und besitzt 59 auswärtige Stationen. Der Geist dieser Brüderschaft ist von dem in andern Bruderhäusern herrschenden nicht wesentlich verschieden. Eigenartig ist das Institut der Laienbrüder. Das sind Brüder, die aus körperlicher oder geistiger Unfähigkeit nicht die vollen Pflichten eines Bruders erfüllen können. Es hängt diese Institution mit dem Geiste barmherziger Liebe zusammen, der der ganzen Anstalt in besonderm Maße aufgeprägt ist, und die, auf die Gefahr hin, daß sie gelegentlich zum Hemmschuh werden, auch die schwachen Kräfte zu verwerten sucht.

So ist die Gesamtanstalt in drei Gruppen gegliedert, die Kolonie Bethel, das Diakonissenhaus Sarepta und das Brüderhaus Nazareth mit den zu ihnen gehörigen Häusern. Sie nehmen ein Areal von mehreren hundert Morgen ein. Bewaldete Bergrücken, die Ausläufer des Teutoburger Waldes, wechseln mit Aeckern und Wiesen und geben der Niederlassung einen großen landschaftlichen Reiz; zum Teil liegen die Häuser dicht beisammen, zum Teil nach westfälischer Art weithin zerstreut. Es werden im ganzen über sechzig Häuser mit rund 2800 Bewohnern zur Kolonie gehören. Dieser gewaltige Betrieb, der zum größten Teil durch die Gaben barmherziger Liebe entstanden ist und dauernd auf sie angewiesen bleibt, verdankt nächst Gottes Güte seine Existenz vornehmlich Bodelschwingh. Außerdem sind größtenteils auf seine Anregung hin innerhalb Deutschlands bis jetzt noch zwölf evangelische Anstalten für Epileptische entstanden.

2

Aber noch mit einer ganz andern Arbeit der Innern Mission ist Bodelschwinghs Name verknüpft; er ist der Gründer der Arbeiterkolonien. Es war von Anfang an Regel, daß die armen Wanderer, wenn sie an den Thüren der Anstaltshäuser anklopften, mit einer Mahlzeit unterstützt wurden. Hierbei meinte man, könne durchaus kein Mißbrauch stattfinden. Aber allmählich kam ans Licht, daß manche dieser Reisenden von einer Anstaltsküche zur andern wanderten und so sieben oder acht Tage lang an Anstaltstischen saßen, um vielleicht dann von neuem diesen Turnus zu beginnen. Aber wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen. Es wurden also Hacken und Spaten angeschafft und einstündige Arbeit verlangt. Wie mit einem Zauberschlage änderte sich die Lage bei der neuen Ordnung der Dinge. Statt zwanzig oder dreißig erschienen nur zwei oder drei, nahmen willig Hacke und Spaten in die Hand auch mitten in der Sonnenglut, um sich ehrlich ihr Mittagbrot zu verdienen. Aber diese Fleißigen kamen dann auch alsbald mit der Bitte: Laßt mich nicht gleich weiter ziehen. Gönnt mir diese Wohlthat der Arbeit etwas länger! Für einige wa

wohl in der Kolonie Platz; mit der Arbeit und dem Obdache mußte auch Kleidung dargeboten werden. Aber wie diese bezahlen? Wie anders als durch Arbeit! So bildeten sich allmählich bestimmte Regeln und Bedingungen heraus, unter denen Obdach und Kleidung dargeboten und abverdient werden konnten, und siehe, das Werk gelang.

Ende der siebziger Jahre war die Vagabundennot eine sehr große. Infolge der allgemeinen Arbeitsstockung, die den Gründerjahren folgte, trieben sich nach mäßiger Schätzung mindestens 100000 Menschen arbeitslos umher. So fand denn der Gedanke, eine Arbeiterkolonie zu begründen, bei den Provinzialständen Anklang, und durch ihre Subvention konnte am 17. August 1882 die Kolonie Wilhelmsdorf eröffnet werden. Aufgenommen waren in den ersten vierzehn Monaten bereits 1200 und von diesen nur 42 heimlich entlaufen. Entlassen waren 966 und von diesen 830 durch Vermittlung des Vorstandes anderwärts in Stellung gebracht. Der Besitz, der jetzt etwa 1600 Morgen umfaßt, besteht aus Boden, der, von einer felsenharten, dünnen Erdschicht durchzogen, dem sogenannten Orthstein, keine Feuchtigkeit durchläßt. Diesen galt es zu durchbrechen und so Ackerbau zu schaffen; bis jetzt sind ungefähr 500 Morgen neu angelegt und so durch den Fleiß der Kolonisten aus Heideland in Fruchtgefilde umgeschaffen. Was aber wichtiger ist, Hunderte von sittlich Verwahrlosten und für die bürgerliche Gesellschaft anscheinend verlornen Menschen sind vor vollständigem Untergange bewahrt und der Arbeit und Ordnung wiedergewonnen. Heute, zwölf Jahre später, stehen mit Wilhelmsdorf 25 Kolonien mit 3100 Plätzen in den verschiednen Teilen Deutschlands vor unsern Augen. Am 1. Januar 1894 war die Zahl aller in Wilhelmsdorf Aufgenommenen auf 7096 gestiegen, in allen deutschen Kolonien zusammen auf 68000.

Aber alle Arbeitslosen in die Arbeiterkolonien zu schicken, geht nicht an, es sind ihrer viel zu viel, namentlich im Winter, und so wurden nach dem Vorbild von Wilhelmsdorf Verpflegungsstationen gegründet, in Preußen vielleicht 800, im übrigen Deutschland etwa 500. Bodelschwingh entwarf einen ausführlichen Plan, wie die ganze Wanderbevölkerung durch Herbergen, Stationen und Kolonien in umfassender, einheitlicher und vor Mißbrauch möglichst gesicherter Weise zu versorgen sei. Leider sind durch das Scheitern des preußischen Gesetzentwurfs über die Verpflegungsstationen diese Bestrebungen einstweilen ins Stocken geraten.

Von hoher Bedeutung sind diese Unternehmungen Bodelschwinghs auch insofern, als sie einleuchtend zeigen, wie mit innrer Notwendigkeit die Männer der Innern Mission durch den Kampf gegen die einzelnen Notstände genötigt werden, die Gesamtheit der gesellschaftlichen Zustände und Mißstände ins Auge zu fassen. Aber Bodelschwingh hat auch eines der schlimmsten sozialen Uebel direkt ins Auge gefaßt, die Wohnungsnot. Auf seine Anregung hin ist der Verein „Arbeiterheim“ entstanden, dessen Wahlspruch lautet „Eigner Herd auf eigner Scholle.“ Mit bestmöglicher Benutzung der vorhandnen Mittel will er für die arbeitende Bevölkerung angemessene Wohnungen in Verbindung mit entsprechendem Grundbesitz für Gartennutzung als Eigentum verschaffen. In den ersten drei Jahren seines Bestehens hat dieser Verein siebzig Häuser, mit Ausnahme eines einzigen Zweifamilienhauses sämtlich für je eine Familie bestimmt, im Werte von rund 530000 Mark hergestellt; jede Wohnung ist meist mit zwei heizbaren Räumen, mehreren Schlafkammern und den notwendigen Wirtschaftseinrichtungen ausgestattet. Im saubern Schmuck zwischen Obstbäumen und Rosensträuchern, Gemüse- und Blumenbeeten bieten die Häuser ein überaus liebliches Bild.

So zeigt sich in Bodelschwingh die Verbindung der Arbeit an den Elendesten und Aermsten des Volkes mit der bewahrenden Liebe gegen die gesunden und lebenskräftigen Kreise unsers Arbeiterstandes. Und nicht zum mindesten darin liegt seine Bedeutung für die Gegenwart. Innere Mission und christlicher Sozialismus schließen einander nicht aus, sondern fordern sich gegenseitig. Wie Wichern in seiner berühmten Denkschrift von 1849 beides in einander dachte, so ist auch in Bodelschwinghs Person beides mit einander verknüpft. Wir

sind gewiß, daß auch der diesjährige Kongreß für Innere Mission, wie die früheren, dieser Zusammengehörigkeit und innern Zusammenstimmung beider Aufgaben Rechnung tragen und so nach beiden Seiten hin neue Impulse geben wird.

Titius

Schloß Werdorf

Die Leser der Christlichen Welt zeigen, wie mir vielfache Zuschriften beweisen, ein besondres Interesse für die vom Evangelischen Diakonieverein getroffnen Veranstaltungen zur Weiterbildung der weiblichen Diakonie. Da wage ich es denn, einer ausdrücklichen Aufforderung des Herrn Herausgebers Folge leistend, auch über die jüngste unsrer Anstalten zu berichten, die mehr als die übrigen die doppelte Vereinsthätigkeit, Diakonie an der Frauenwelt und Diakonie **durch** die Frauenwelt, in eine Einheit zusammenschließt.

„Schloß Werdorf“ sind diese Zeilen überschrieben; sie nennen den Ort der Anstalt, ein fürstlich Solms-Braunfelsisches Familienfideikommiß im Dillthal, Post Ehrlingshausen (Dill), unweit der alten Reichsstadt Wetzlar. Hätte ich in der Ueberschrift kurz die Aufgaben von Schloß Werdorf bezeichnen sollen, so wäre ich in Verlegenheit geraten. „Die Erziehung zur Mutter,“ „eine Frauenhochschule“ hätte ebenso gut gepaßt wie „Lehrdiakonie“ und „die Ausbildung zur Gemeindepflegerin.“

Die Anstalt ist einerseits ein **Töchterheim**, ein Mädchenpensionat nach den Grundsätzen, die ich in Nr. 23 des vorigen Jahrganges der Christlichen Welt dargelegt habe, also eine Erziehungsanstalt mit dem Ziele der Ausbildung zu sittlich und wirtschaftlich selbständigen Persönlichkeiten. Andrerseits ist sie eine Abteilung unseres Diakonieseminars für Lehr- und Gemeindediakonie, **Comeniushaus** geheißen. Beides greift eng in einander.

Wie das Töchterheim in Kassel nimmt die Anstalt junge Mädchen etwa von sechzehn Jahren an auf, denen die Eltern ein Pensionsjahr gönnen wollen. Der Mittelpunkt des Pensionslebens in diesen Anstalten ist aber die Arbeit, nicht das Vergnügen. Und das wird sie von vielen Mädchenpensionen unterscheiden, denen ein rechter Mittelpunkt fehlt, weil sie nicht klar die Berufsausbildung sich zum Ziele setzen.*) Wahres Vergnügen aber setzt die Arbeit voraus, denn es ist die Arbeit selbst, Freude am Schaffen und Leisten und am Erreichten, oder es ist Erholung von der Arbeit. Schon also um „Vergnügen“ zu haben, muß man die Arbeit zum Zentrum des Pensionatlebens machen; und man ist wirklich allgemeiner schon auf dem Wege einer derartigen gesunden Reform des Mädchenpensionatwesens.

Nur wiederum sollte nicht die Weiterführung der theoretischen Schulbildung, der wissenschaftlichen und ästhetischen, die eigentliche Aufgabe der Pensionate sein. Das Töchterheim wenigstens faßt mit Klarheit und Entschiedenheit als seine Aufgabe die **Berufsbildung des weiblichen Geschlechtes** ins Auge. Der natürliche Beruf der Frau bleibt trotz allem der der Hausfrau und Mutter; alle selbständigen Berufsarten, in die die unverheirateten Frauen gedrängt werden — aus äußerer oder innerer Not; aber auch die Not ist ein Segen, denn sie ist das mächtigste Motiv des Fortschritts —, alle diese Berufsarten sind um so passender, je mehr sie sich dem Berufe der Hausfrau und der Mutter nähern, gleichsam dessen Verlängerung sind. Hier also müßten die Pensionate einsetzen und sich das Ziel stellen, ihre Zöglinge zu tüchtigen Hausfrauen und Müttern zu erziehen. Bleibt denen das eigne Haus und bleiben ihnen eigne Kinder auch einmal versagt, so werden sie doch Berufe genug finden, worin diese ihre Ausbildung ihnen

*) Ida von Kortzfleisch sagt gar: „Findet sich irgendwo in Deutschland eine Veranstaltung, die der weiblichen Mehrheit neben vollem Ernst der Arbeit die unbeschränkte Freiheit und Heiterkeit der Jugend darbiete? Ich wüßte nicht!“ (Der freiwillige Dienst in der wirtschaftlichen Frauenhochschule, 1895, S. 10). Ich wüßte doch nicht bloß unsre Töchterheime zu nennen, sondern manches andre Pensionat, das Arbeit und Frohsinn zu verbinden versteht.

selbst innerste Befriedigung und der Gesamtheit Förderung in Fülle gewährt.

„Mädchen müssen so erzogen werden, daß sie gute Hausfrauen und Mütter sein können, aber auch zu selbständigem Berufsleben geschickt sind“ — auf diesem Grundgedanken erbaut sich das Töchterheim auf. Und zwar giebt die Anstalt in Kassel wesentlich die Ausbildung für die wirtschaftliche Thätigkeit der Hausfrau, die in Werdorf wesentlich die Ausbildung für das erzieherische Walten der Mutter.

Das erstere ist mehr oder weniger schon in vielen Mädchenpensionaten, namentlich den sogenannten Haushaltungspensionaten der Fall, und man hat sich rasch daran gewöhnt. Dagegen wird es manchem wunderlich klingen, wenn die Heranbildung zum Mutterberufe erstrebt wird; denn es scheint zum guten Ton zu gehören, das natürliche Verlangen des Mädchenherzens — Weiblichkeit ist Mütterlichkeit — zu verstecken und zu verleugnen. Seien wir doch nur wahr und freuen uns nicht nur, wenn das Schulkind naiv seinen Wunsch ausspricht, einmal Mama zu werden, sondern finden es natürlich und in der Ordnung, wenn auch die heranwachsende Jungfrau sich rüstet, falls ihr eheliches Glück gegönnt wird, eine rechte Mutter zu werden und, wenn ihr dies selbst versagt bleibt, mütterlich für andre sorgen zu helfen!

Die Erziehung fängt im zartesten Alter der Kindheit an; was in dieser Zeit versäumt ist, ist später nur schwer nachzuholen. Darum müssen die spätern Mütter irgendwie in der Pädagogik theoretisch unterwiesen und praktisch geübt werden.

Dies ist die Hauptaufgabe für das Töchterheim Schloß Werdorf. Es ist meines Wissens das erste Mädchenpensionat, in dem Erziehungslehre, Psychologie und Geschichte der Erziehung den Schwerpunkt des theoretischen Unterrichts ausmachen und planvoll praktische Uebungen im Kindergarten und im Unterrichten der ältern Kinder veranstaltet werden. Welche Freude aber bereitet solche Thätigkeit auch jüngern Schülerinnen! Schon bald nach Eröffnung der Anstalt haben jüngere Mädchen, die auf Wunsch ihrer Väter anfänglich nicht mit in den Kindergarten gingen, da sie sich nicht zu Kindergärtnerinnen ausbilden sollten, es nach einigen Wochen des Wartens dringend erbeten, an der Kindergartenarbeit teil zu nehmen. Und mit einem Eifer wird gearbeitet, der wirklich seinesgleichen sucht.

Ich glaube, es ist wertvoll, daß eine Anstalt, die an das geistige Schaffen so viel Anforderungen stellt, wie es hier notwendig ist, auf dem Lande begründet wird. Hier fehlen die Zerstreuungen der Großstadt; der Geist bleibt gesammelt, die Kraft zur Arbeit unzersplittert. Dagegen erscheint es zweckmäßig, für ein Töchterheim in der großen Stadt, da diese bei jedem Gange über die Straßen Anregungen und Zerstreuungen genug bietet, als Mittelpunkt der häuslichen Arbeit die praktische Thätigkeit der Hauswirtschaft zu nehmen. So ergänzen sich beiderseits in gesunder Weise die Eindrücke von draußen und die Arbeit im Innern; Ideales und Reales werden in gutem Gleichgewicht gehalten. Darum sind beide Anstalten auch räumlich getrennt; wer ebenso wie für die Aufgaben der Hausfrau auch für die Erziehungsthätigkeit der Mutter vorgebildet werden will, mag beide Anstalten nach einander besuchen. Die drei bis fünf Semester, die man beiden widmen würde, stehen, was Zeit und Kosten der dort gebotenen Ausbildung angeht, in gar keinem Verhältnis zu dem, was für die Berufsbildung der Söhne geschieht. Und wollen wir wirtschaftliche Selbständigkeit unsrer Töchter, so müssen wir diese durch eine geeignete, nicht ohne Opfer an Zeit und Geld mögliche Berufsausbildung auch zu begründen bereit sein.

Das ist die eigentliche „Diakonie an der Frauenwelt,“ die notthut, aber nicht die Begründung von Versorgungsanstalten für ledig gebliebne alte Damen.

Die Arbeit im Evangelischen Diakonieverein ist deshalb so überaus beglückend, weil man so manchem jungen Mädchen zunächst zum Gedanken an einen eignen Beruf, sodann zur Möglichkeit, für einen solchen sich vorzubereiten und in ihn einzutreten, verhelfen kann. Lange schlummernde Geister erwachen, und nun beginnt ein begeistertes Ringen und Streben,

daß es eine wahre Lust ist, davon Zeuge zu sein. Nur zw… trübe Erfahrungen stören die Freude: erstlich, daß es für … viele schon zu spät ist. In Werdorf ist es immerhin mögli… daß auch die mehr als Vierzigjährige sich noch mit den Sec… zehnjährigen auf die Schulbank setzt, und auf die letztern ma… das denselben anspornenden Eindruck, wie auf junge Student… der Besuch tüchtiger Vorlesungen durch Herren in vorgerückte… Alter. Im ganzen aber werden das natürlich Ausnahm… bleiben. Lernzeit ist die Jugendzeit, und es ist unendli… traurig, wenn sich viele Jungfrauen und Witwen sagen müsse… diese Zeit ist für sie verpaßt, und man kann ihnen auch kein… andern Weg mehr weisen. Und das andre Schwere in unsr… Arbeit ist, daß so oft Töchter in vollem Empfinden desse… was sie bedürfen, sich nach einem Berufe sehnen und für i… rüsten möchten, die Eltern aber lassen sie aus Hängen an alt… Vorurteilen oder aus Familienegoismus nicht aus dem Hau… Die Jugendzeit ist Lernzeit!

Man hat es dem Evangelischen Diakonieverein gegenüb… wohl als bedenklich bezeichnet, daß er die Frauenfrage mit d… Diakonie verquicke und damit die heilige Würde der Diakon… schädige. Ich verstehe diese Bedenken, denn auch für mich hat … eine Zeit gegeben, wo ich entsprechend meinte, aus dem Pfarre… stande würde alle Heuchelei und Selbstgefälligkeit verschwunde… sein, wenn dieser nicht von seinem Amte zu leben brauchte. Ab… das waren Gedanken, die ich längst als irrig erkannt und beisei… gelegt habe. Pflichten und Rechte sind Korrelate; es ist e… Gottesgesetz, daß wir von unsrer Arbeit auch leben solle… Und wie das geistliche Amt nichts von seiner Würde verlie… dadurch, daß es seinen Träger ernährt, wie, wo dies etwa ni… der Fall ist, immer ein Ausnahme- und oft ein Notstand vo… liegt, so darf nicht bloß, sondern muß und soll auch das A… der Diakonie, eben als Amt und damit es einem die Pflicht… des Amtes auferlegen kann, seinem Träger den nötigen Leben… unterhalt gewähren. Das ist der Grundsatz auch der Mutte… häuser. Dann aber sind Frauenfrage, d. h. das Bedürfnis d… Frauenwelt, einen Beruf zu haben, der ihrem Leben Unterha… und Inhalt giebt, und Diakonie, d. h. amtlich geordnete Liebe… thätigkeit, schlechterdings als solche keine Gegensätze. Nicht d… honorirte Diakonie hört auf, Liebesthätigkeit zu sein, sonder… die Arbeit, die das Honorar, sei dies Geld oder Anerkennun… sich zum eigentlichen Ziel setzt. „Dienen, nicht verdienen!“ — ein vortrefflicher Grundsatz, aber er muß richtig verstand… werden. Ohne Lebensmittel ist ein Leben nun einmal nic… möglich; aber was Bedingung ist, muß nicht auch Ziel se… und darf es nicht sein, wenn Diakonie Liebesthätigkeit bleib… soll. Darum: nicht dienen, um zu verdienen, aber ver… dienen, um dienen zu können!

Man verzeihe diese Abschweifung; sie hat ihre Veranlassun… und ist im Grunde keine Abschweifung, denn eben Schlo… Werdorf ist der Beweis dafür, daß thatsächlich Frauenfrage un… Diakonie, daß Diakonie an der Frauenwelt und Diakon… durch die Frauenwelt, nicht bloß friedlich neben einander he… gehen, sondern sich in einander schlingen und sich gegenseiti… fordern und fördern. Die jungen Mädchen, die zunächst n… mit der Absicht, ein gutes Pensionsjahr durchzumachen, na… Werdorf kommen, treten in die Arbeiten der weiblichen Diakon… vorab als Lernende, dann in unmerklichem Uebergang als Au… übende ein. Sie unterrichten die Kleinsten im Kindergarte… die Größern im Kindergottesdienst, die Konfirmandinnen im Hau… haltunterricht, wohl auch die Erwachsenen in Handarbeiten, i… Samariterdienst und in der Gesundheitslehre. So sind sie oh… weiteres Helferinnen in der Diakonie, und was sie in ihre… Pensionsjahr gelernt haben, werden sie sicherlich später nic… ungenutzt lassen; dafür ist es viel zu beglückend, dienen z… können. Und neben ihnen stehen solche in der Arbeit, die vo… vornherein mit der Absicht gekommen waren, sich für die Leh… und Gemeindediakonie auszubilden und diese zum Berufe z… machen.

So gehen „Töchterheim“ und „Comeniushaus“ in ei… ander über. Ja, gerade die Diakoniearbeit, zu der das Com… niushaus anleitet, ist von dem allergrößten Einflusse für d… erzieherische Aufgabe, die das Töchterheim zu lösen hat. Nich…

erzieht mehr — die Erziehungswunder der Diakonissenhäuser beweisen es —, als andern helfend sich selbst vergessen lernen.

Christliche Liebesthätigkeit hat meistens zuerst die sich regenden Bedürfnisse erkannt und zu befriedigen gesucht; sie hat die Wege gefunden, wie Abhilfe zu schaffen ist, ungehindert durch staatliche oder kirchliche Büreaukratie, getragen durch den freien Aufschwung jugendfrischer Begeisterung. Später wurde dann die Vorarbeit der Diakonie in den Rahmen fester, staatlicher Ordnungen gefaßt. So sind die Volksschulen, die Krankenhäuser, die Taubstummen-, Blinden-, Idioten-, Epileptischen-, Irrenanstalten und dergleichen im allgemeinen zuerst Arbeiten der Diakonie gewesen, ehe sie in die Hand des Staates gelangt sind. So wird es vermutlich auch mit der Gemeindepflege werden, wenn wir Heutigen auch vielleicht es nicht mehr erleben, daß dieser Prozeß in Fluß gerät. Es handelt sich also darum, diesen naturgemäßen und für ein umfassendes Handeln notwendigen Vorgang der **Kommunalisirung der Gemeindepflege** seitens der Diakonie zu erwarten und zweckmäßig vorzubereiten, d. h. vor allem dafür zu sorgen, daß zur rechten Zeit die Aufgaben recht erkannt, die rechten Formen gefunden und die rechten Personen dargeboten werden. Um den Uebergang zu erleichtern, muß die Diakonie die Ansatzpunkte finden und fassen, in denen schon jetzt einzelne Thätigkeiten der Gemeindepflege kommunalisirt sind. Diese scheinen mir für die Pflegediakonie die Geburtshilfe, für die Lehrdiakonie der Handarbeitsunterricht der Volksschulen zu sein. Der Evangelische Diakonieverein strebt deshalb darnach, daß möglichst viele Krankenpflegerinnen, die in die Gemeindepflege wollen, die Geburtshilfe, mindestens aber die Wochenpflege erlernen — beides von den Diakonissenhäusern leider völlig vernachlässigt —, und daß die Lehrschwestern möglichst alle unter anderm den Handarbeitsunterricht erteilen lernen.

Schloß Werdorf, das als Comeniushaus eine Ausbildungsstätte für Lehrdiakonie sein soll, giebt deshalb auch die Vorbildung für das staatliche Handarbeitslehrerinnenexamen, sodaß die Lehrschwestern sofort den Schulunterricht in weiblichen Handarbeiten übernehmen können. Freilich liegt der Schwerpunkt der Lehrdiakonie, eben weil sie Diakonie, noch nicht kommunalisirte Hilfsthätigkeit ist, in etwas anderm.

Einmal ist Beschäftigung, Bewahrung, Erziehung und Unterricht der noch nicht schulpflichtigen Kinder die am allgemeinsten geforderte und anerkannte Aufgabe der Lehrdiakonie. Wer Pädagoge ist, weiß, daß hierfür die grundlegenden Formen Friedrich Fröbel geschaffen hat, dessen Grundsatz der Darstellung den Pestalozzischen Grundsatz der Anschauung glücklich ergänzt. Der Kindergartenunterricht in Schloß Werdorf folgt deshalb den Normativbestimmungen der Fröbelvereine für Kindergärtnerinnenseminare, an deren Beratung ich mit der Vorsteherin der Werdorfer Anstalt, Fräulein Johanna Mecke, teilgenommen habe.

Die Mithilfe am Kindergottesdienst, unter Umständen dessen Leitung, sowie die Leitung von Jungfrauenvereinen sind die zweite bekannte Aufgabe der Lehrdiakonie, für die Schloß Werdorf natürlich ebenfalls vorbildet.

Als eine weitere Aufgabe für die Lehrdiakonie wird sich sehr bald der Haushaltungsunterricht einbürgern, denn er ist in Stadt und Land ein dringendes Bedürfnis. Auch dafür giebt Schloß Werdorf eine gründliche Ausbildung. Zunächst haben die Schülerinnen sämtlich Gelegenheit, in der Hausküche mit zu helfen, wenn der Unterricht hier auch kein so eingehender sein kann wie im Töchterheim Kassel. Sodann erhalten sie die Theorie des Haushaltungsunterrichts und halten darin unter Augen der Lehrerin zunächst unter einander Lehrproben, und wenn der ganze Kursus so durchgenommen ist, unterrichten sie unter Aufsicht Schulkinder aus dem Dorfe.

Eine neue Aufgabe stellen wir selbst der Lehrdiakonie: die Unterweisung in der Gesundheitspflege. Die Vorbildung hierfür umfaßt einen eingehenden hygieinischen Unterricht mit besondrer Berücksichtigung der persönlichen und häuslichen Gesundheitspflege, sowie theoretische und praktische Anweisung im Samariterdienst, Massage und, soweit dies ohne Krankenhaus möglich ist, in der Krankenpflege. Was sie selbst gelernt haben,

werden die Schülerinnen möglichst befähigt, wieder weiter zu lehren; sie sollen, indem sie praktisch helfen, die Lehren der Hygieine in die Häuser tragen. Noch wichtiger als Kranke pflegen ist der Krankheit vorbeugen.

Sehe ich recht, so wird für die Gemeindepflege in kleinen Orten gerade diese Ausbildung, weil sie die umfassendste ist, die zweckmäßigste sein, zumal wenn sie durch einen Kursus in der Wochenpflege ergänzt wird. Sie hat namentlich das vor der Ausbildung im Krankenhause voraus, daß sie in die Gemeinde, d. h. in die Privathäuser hineinführt, und daß hier in konkreten Verhältnissen, wie sie die Gemeindepflege bietet, unter Leitung einer erfahrnen Krankenpflegerin und unter den Direktiven des Ortspfarrers für Seelen- und Armenpflege der Pflegedienst gelernt und geübt wird.

Die Anstalt, über die der Vorsitzende ihres Kuratoriums, Pfarrer Repp in Werdorf bei Ehringshausen (Dill), nähere Auskunft giebt, arbeitet erst seit einem halben Jahre. Gewiß wird sie sich noch in mancher Beziehung weiter entwickeln müssen; aber soviel ist schon jetzt nicht zweifelhaft, daß gesunde Wege eingeschlagen sind, und ich hoffe gerade von dieser Anstalt besonders viel für das Hauptziel der Bestrebungen des Evangelischen Diakonievereins, die Weiterbildung der Gemeindediakonie. Insonderheit für Pfarrerstöchter und -Bräute kenne ich bisher keine geeignetere Ausbildungsstätte, in der sie nicht nur für sich lernen, sondern zum Segen ihrer ganzen Gemeinde.

Zimmer

Das neue amerikanische Gegenstück der Jünglingsvereine in seinem Wert und Unwert für deutsche Verhältnisse

Wunderbar, in der That. Bei der Weltkonferenz der C. E.-Vereine, oder um noch hieroglyphischer zu schreiben, der Y. P. S. C. E., die sich in Boston vom 10. bis 15. Juli dieses Jahres versammelt haben, waren 56285 Delegirte aus nahezu allen evangelischen Denominationen beisammen. Die amerikanischen Berichterstatter werden wohl Recht haben, wenn sie triumphirend ausrufen: Das ist die größte aller evangelischen Versammlungen, die die Welt je gesehen hat! Was die C. E.- (Christian Endeavour-, christlichen Bestrebungs-) Vereine sind und wollen, hat Lic. Hackmann von Shanghai her in Nr. 40 des vorigen Jahrgangs der Christlichen Welt bereits kurz erläutert, und zwar im Tone der Zustimmung zu den Grundsätzen der merkwürdigen Bewegung. Die Sache ist es jedenfalls wert, daß wir sie noch einmal genauer ansehen.

Die immer noch wachsende Bewegung ist erst vierzehn Jahre alt und umfaßt heute (Juli 1895) schon 41229 Vereine mit über 2 Millionen Mitgliedern in der ganzen Welt, lauter evangelische junge Leute, Jungfrauen und Jünglinge, die der Fahne folgen: „Für Christus und die Kirche!" Wenn auf Amerika, das Geburtsland der Bewegung, 33412 Vereine kommen, so zählt England doch auch schon 4712 (neben nicht ganz 700 Jünglingsvereinen, obgleich diese auf ein halbes Jahrhundert des Bestehens ihrer Sache zurücksehen können). Auch in der deutschredenden Kirche gewinnt die Bewegung, wenn auch langsam, Boden: man zählte am 1. August d. J. 187 deutsche C. E.-Vereine in Nordamerika und 6 in Deutschland. Was das Anwachsen des ganzen gewaltigen Stroms betrifft, so dürfte der Amerikaner wiederum Recht haben, wenn er sagt: „Seit den Kreuzzügen sah die Welt keine Erscheinung in der christlichen Kirche, die mit dem Wachstum des C. E. verglichen werden könnte." Zählte man 1882 erst 2 Vereine mit 68 Mitgliedern, so 1885 schon 253 mit 10964, 1891 schon 16274 Vereine mit 1008980 Mitgliedern und nun nach weitern vier Jahren schon wieder mehr als noch einmal so viel! Unsre Jünglingsvereinszahlen sind daneben freilich bescheiden. Am 15. Februar 1894 zählten wir 5069 Jünglingsvereine in der ganzen Welt mit 455469 Mitgliedern, und auf der großen Jubiläumsweltkonferenz in London sah man im vorigen Jahre doch nur 1580 Delegirte.

Was ist an der neuen Sache? Für Nordamerika ist sie unter allen Umständen von der größten Bedeutung. Die Kirchlichkeit der männlichen Jugend ist drüben eine recht mangelhafte. Pastor Berner, der Wortführer der deutschamerikanischen Endeavour-Sache, versichert, von sieben Millionen junger Männer in Amerika leben fünf Millionen überhaupt gar nicht „im Schatten der Kirche," und nur 5 Prozent der Jungenmännerwelt seien „eigentliche Kirchenglieder." Jetzt wird unter der Losung: „Für Christus und die Kirche" die Jugend mobil gemacht zur Arbeit für die Kirche, erzogen zur persönlichen, lebendigen Mitgliedschaft in ihr. Denn das ist das Neue, was diese Bewegung von der gerade auch in Nordamerika blühenden Jünglingsvereinssache unterscheidet: der Jünglingsverein (Y. M. C. A. = Young men's christian association) ist kirchlich neutral, d. h. er nimmt seine Leute aus allen Denominationen, der C. E. dient seiner Kirche, will die „Kadettenschule der Einzelkirche" sein; die einzelnen Bündnisse, nach Denominationen gesondert, haben dann doch wieder eine innige Verbindung mit einander, was gerade bei den großen öffentlichen Konferenzen zu Tage tritt. So erklärt sich auch die Thatsache, daß Gemeinden mit 3000 Seelen 7 Endeavour-Vereine, eine Stadt wie Chicago 500 solcher hat. Und daß die Vereine etwas für die Kirche leisten, dafür nur die eine Notiz: im Jahre 1894 haben sie für die Missionsarbeit der verschiednen Denominationen zusammen $1^1/_3$ Millionen Mark gesammelt.

Gewiß, diesen Sammeltrieb, diese kirchliche Erziehung, zumal der männlichen Jugend, diesen ganzen „Bestrebungs"-eifer könnten wir auch brauchen. Aber ist es darum wahr, was im neuesten Organ der deutschamerikanischen Vereine („Der Mitarbeiter," September 1895) ausgesprochen ist: „Wenn irgend ein Land, so bedarf Deutschland und die Schweiz des christlichen Bestrebungsvereins"? Wir sagen: Nein. Gerade das Wesentliche an der neuen amerikanischen Form können wir nicht brauchen. Dr. Clark, der Kongregationalistenpfarrer, der in seiner frühern Gemeinde in Portland (Maine) im Februar 1881 den ersten Endeavour-Verein begründet hat, um eine religiöse Bewegung unter der Jugend in seiner Gemeinde in dauernde Bahnen zu leiten, führt selber drei Punkte als den unveräußerlichen Bestand der Vereine auf: das Gelübde, die Konsekrations- und Gebetsversammlungen und die Komitteearbeit.

Das Gelübde ist der Kern des Ganzen. Jeder, der aktives Mitglied werden will (es giebt auch einen weitern Kreis, die sogenannten Freundschaftlichen, eine Art Exspektanten), muß das Gelübde ablegen und allmonatlich wiederholen. Dr. Clark versichert, wo das Gelübde abgeschafft worden sei, da sei der Verein jedesmal zerfallen. Nun besteht das Gelübde aus einem allgemeinen und einem besondern Teil. Zu jenem rechne ich Punkt 1 und 2. Es heißt:

Ich gelobe meinem Herrn Jesu Christo, im Vertrauen auf seine Kraft: 1. daß es mein ernstes Bestreben sein soll, allezeit zu thun, was meinem Heiland wohlgefällt, überhaupt mein Leben lang einen wahrhaft christlichen Wandel nach bestem Wissen und Gewissen zu führen; 2. daß ich es mir zur Regel meines Lebens mache, jeden Tag zu beten und Gottes Wort zu lesen, die Gemeinde, der ich angehöre, nach Kräften zu unterstützen und ihre regelmäßigen Gottesdienste zu besuchen.

Legt man die letzten Worte nicht allzu streng aus, macht man insbesondre nicht einen regelmäßigen Besuch der Gottesdienste daraus, berücksichtigt man ferner die gerade bei der höher gebildeten Jugend, die sich der C. E. besonders zu gewinnen rühmt, normalerweise eintretenden zeitweiligen Krisen im religiösen Leben infolge von Zweifeln, so kann man sich den Inhalt dieses Versprechens wohl gefallen lassen. Ein junger Mann, der es ernst meint, kann sein Konfirmationsgelübde so für sich auslegen. Aber Dr. Clark sagt von dem ganzen Gelübde: wenn ihr Christen sein wollt, liegen euch dessen Pflichten nicht ohnehin ob? Und doch binden die vier folgenden Punkte desselben das jugendliche Gewissen auf das allernachdrücklichste an den Verein und seine menschlichen Einrichtungen. Es heißt z. B. Punkt 4:

— daß ich in den Gebetsversammlungen des Vereins immer anwesend sein und daran nicht nur durch Gesang, sondern auch in andrer Weise thätigen Anteil nehmen will.

Das soll heißen: nicht bloß allwöchentlich regelmäßig kommen ist Gewissenssache, sondern auch etwas sprechen, etwas beten in der Versammlung; bloßes Mitsingen genügt nicht. Man bedenke, daß junge Leute vom vierzehnten Jahre an aufgenommen werden, Knaben und Mädchen, daß die Aufnahme gleich nach der Konfirmation empfohlen wird — ihnen wird ins Gewissen geschoben, daß sie in der Versammlung über den Bibeltext reden, womöglich ihre eignen Erfahrungen darüber mitteilen, und daß sie öffentlich beten. Und wenn das Gelübde alle Monate erneuert wird, so soll das Mitglied, wenn es durchaus nicht anwesend sein kann, einen Spruch der heiligen Schrift einsenden, der beim Aufruf seines Namens verlesen werden soll. Auch das macht das Gelübde (Punkt 6) zur Gewissenspflicht. So wird das religiöse Leben in statutarische Formen gebracht, das Gewissen zu gleicher Zeit beschwert und auf den leichten Weg gewiesen, wie es allemal geht, wo man mit Satzungsweisheit Seelen bindet; Satzungen sind schwerer oder leichter zu erfüllen als Gottesgedanken — wie der Mensch es will. Das kann man auch an den katholischen Bruderschaften studiren, und deren Zahl und Wachstum ist ebenfalls nicht klein.

Nun aber die monatliche Erneuerung des Gelübdes in feierlicher Vereinsversammlung. Auch wenn sich diese auf die beiden ersten Punkte beschränkte, wir könnten nicht Ja dazu sagen. Ich will, ich darf meinen Taufbund täglich erneuern; die besondern Gelöbnisse, die ich in meinem Beruf als Ehegatte, Hausvater, Pfarrer, Beamter oder was ich bin, vor Gott ausgesprochen habe, ich soll sie täglich erneuern und mich nach ihnen prüfen. Aber ich wills in der Stille thun, nicht nach einer Schablone, nicht zur bestimmten Minute, nicht vor den Leuten. Der amerikanische Weg ist ein Abweg in die Veräußerlichung und Schematisirung einer tiefinnerlichen Herzenssache. Wie wird es denn damit thatsächlich? Das Erste bei der Konsekrationsversammlung ist der Namenverles. Da muß man, um der Langeweile aus dem Wege zu gehen, schon zu allerlei Mittelchen greifen: man liest die Reihe das eine mal von vorn, das andre mal von hinten, oder gruppenweise, wobei dann die Namen immer wieder in neuer Mischung auftreten. Die Antwort soll der Aufgerufne am liebsten mit einem Liedervers, einem Spruch, der ihm in letzter Zeit besonders wichtig geworden ist, einem Dank- und Bittgebet oder mit einer kurzen Mitteilung aus seiner Erfahrung geben. Heißt das nicht junge Leute zur Heuchelei verführen, d. h. zum Gebenwollen von Dingen, die man in sich gar nicht hat! Die Berichte verraten übrigens auch, daß es in den „Weiheversammlungen" zum Teil gar nicht weihevoll zugeht. So heißt es einmal: „Die Antwort beim Verlesen der Namenliste: ich wünsche mich dem Herrn aufs neue zu weihen, klingt mitunter ähnlich wie wenn jemand sagt: ich wünsche ein Glas Sodawasser!"

Ferner ist für alle aktive Mitglieder verbindlich die allwöchentliche Gebetsversammlung. Sie wird mit amerikanischem Geschick abwechslungsreich gestaltet. Die einleitende Ansprache darf nicht über zehn Minuten dauern, dann kommen kurze Bemerkungen und Gebete über gedruckte Themata, dazwischen zahlreiche Gesänge. Die Gebete, die die einzelnen Mitglieder reihum sprechen, sollen „in der Regel nur ein bis zwei Sätzchen enthalten" (Berner). Das soll eine Uebung sein, in der die jungen Leute das Beten, und zwar das öffentliche Beten, das Beten vor jungen Leuten des andern Geschlechts lernen. Spröden wird geholfen; man schreibt ihnen den Gegenstand des Gebets auf ein Blatt Papier u. dergl. Ein Verein in Evansville, Indiana, hat für schüchterne Mitglieder folgendes Formular drucken lassen: „Wollen Sie sich in unsrer nächsten Gebetsversammlung erheben und beten? Drei kurze Sätze genügen. Sie mögen, wenn Sie wünschen, folgenden Gegenstand gebrauchen." Oder: „Wollen Sie über den Gegenstand .... etliche Sätze niederschreiben und sie in unsrer nächsten Gebetsversammlung lesen? Fünfzig Worte genügen." Es heißt, diese Formulare seien „von guter Wirkung" gewesen. Mag sein, aber wenn das nicht ein mehr als methodistisches Schieben und Drängen und eine Mechanisirung des Gebets ist, dann verstehen wir nichts mehr vom Beten und Bekennen. Wie oft haben wir in der Heilsarmee jene schablonenhaften Bekenntnisse gehört,

die uns die Seele müde und weh machten: ich bin gereinigt durch Jesu Blut, ich bin geheiligt durch das Lamm Gottes u. dergl. Es ist auf der andern Seite wohl zu glauben, daß in derartigen Gebetsversammlungen die jungen Herzen erwärmt, ja ins Glühen gebracht werden. Zum Ruhm einer solchen Versammlung berichtet Pastor Berner, ein englisch redender Vereinsvorstand, der dabei war, habe erklärt, obgleich er Deutsch nicht verstehe, habe ihn doch der Geist der Versammlung so gepackt und bewegt, daß er vorziehe, zu schweigen. Und wenn ein junges Mädchen von derselben Versammlung bekennt, sie habe nur noch einmal sonst „die Nähe des Herrn fast greifbar empfunden," so fürchten wir, der „Geist" der Versammlung ist ein Geist der Aufregung gewesen, den zu entzünden gar nicht so schwer ist, zumal bei jungen Leuten. Gebetsversammlungen im brüderlichen Kreise sind gut, und ich bedauere jeden Jünglingsverein, der nichts dergleichen hat, aber wir wollen uns vor jeder künstlichen Steigerung hüten wie vor dem Feuer, alles Mechanisiren fürchten wie den Tod und wollen mit der Sache in der Stille bleiben, sonst verschütten wir den Segen.

Endlich die Komittees zum Zweck der Organisation der Arbeit im Verein und durch den Verein. Auf diesem Gebiet kann man von den Amerikanern immer lernen. Unsre Jünglings- und Jungenmännervereine (C. V. J. M.) haben gerade von dieser Seite englisch-amerikanischer Vereinsthätigkeit schon manches herübergenommen, nicht zu ihrem Schaden. Ein Endeavour-Verein hat jedenfalls drei Komittees oder, „anders deutsch" gesagt, Kommissionen: die Mitgliedschaftskommission, die die Leute in und außer dem Verein kontrollirt und neue einlädt, die Gebetsversammlungskommission und die Unterhaltungskommission, die neben dem allerdings sehr stark vorwiegenden religiösen Element dem Geselligkeitsbedürfnis der Jugend Rechnung zu tragen sucht. Daneben giebt es aber eine Einladungskommission, die namentlich auch in den Gemeindegottesdienst einladen und „stets auf der Suche nach neuen Gesichtern sein" soll, eine Sonntagsschul-, Missions- und Musikkommission (die Vereine machen sich namentlich auch zur Aufgabe, den Gemeindegesang zu führen), eine Kommission für gute Litteratur, die darauf hinarbeitet, „daß auf irgend eine Art eine gute Zeitschrift ihren Weg in jedes Haus findet," eine Unterstützungskommission wesentlich für Gemeindearmenpflege, eine Blumenkommission, die Kanzel und Altar, auch das Vereinslokal schmückt und die Blumen nachher kranken Leuten bringt. In dem Exekutivkomittee, das die wichtigern Anliegen des Vereins berät, hat der Gemeindepfarrer, gleichviel ob und inwieweit er sich an der Vereinsarbeit beteiligt, den Vorsitz. In manchen dieser Punkte wollen wir willige Schüler sein. Wir können die Arbeit in unsern Jünglings- und Jungfrauenvereinen noch viel besser an die Mitglieder verteilen. Wir können und müssen insbesondre unsre christlichen Vereine, gerade auch die, die unter der Jugend arbeiten, noch ganz anders fruchtbar machen für die Gemeinde. Daß der Gemeindepfarrer, wenn er nicht geradezu prinzipiell feindselig oder gleichgiltig zu der Vereinsarbeit steht, von Amts wegen in die Organisation z. B. des Jünglingsvereins hereingenommen wird, ist ein gesunder Gedanke. Sodann aber: gebt euern jungen Leuten zu thun, gebt ihnen Einladungsarbeit, laßt sie christliche Blätter verbreiten, verwendet sie beim Gottesdienst oder wie ihr wollt — Arbeit ist da, und zwar gerade auch solche genug, zu der noch nicht viel innere Erfahrung gehört, die keine Gefahr des Uebergreifens in die amtliche Seelsorge einschließt, die aber übt und erzieht! Ordnet diese Arbeit! Everybodies business is nobodies business: was alle thun sollen, das bleibt liegen. Nur haltet die zarte Linie ein, die auch hier von den C. E.-Vereinen überschritten wird! Man nennt das Blumenverteilen, das Zeitschriftenverbreiten u. dergl. mit besondrer Betonung eine Arbeit für den Herrn. Dadurch lockt man an, dadurch verführt man aber auch zu unevangelischem Sinn. Ist denn die stille, treue Berufsarbeit, ist der verborgne Liebesdienst in der eignen Familie, das, was man zum Alltäglichen und Selbstverständlichen rechnen mag, aber wohl schwerer zu erfüllen ist, als das mannigfaltige Wirken im Verein und für den Verein, ist es nicht auch ein Dienst „für den Herrn," ja der erste und beste? In dem Gelübde der C. E.-Vereine ist gerade das nicht ausdrücklich bezeugt, es ist aber auch in der Litteratur dieser Vereine überhaupt kaum betont.

Also Aktivität, Energie, mutiges, angriffslustiges Christentum, hoffnungsfreudiges Wirken an der Jugend durch die Jugend, aber in nüchtern evangelischem, in besonnen deutschem Sinn! Ich habe von dem Zusammensein der Geschlechter, das die deutsche Sitte zum voraus verbieten müßte, nicht besonders geredet; auch wäre es leicht gewesen, die Beispiele des Ungesunden in dem thatsächlichen Betrieb der neuen Vereine zu mehren; manches Einzelne von dem Angeführten mag ja auch von den Leitern der Bewegung als Auswuchs verurteilt werden. Aber die Hauptsache ist mir die: neue Vereinsformen brauchen wir nicht. Unsre Jünglingsvereine, für deren gesegnetes Wirken Deutschland das Mutterland gewesen ist, bleiben uns ein teures Vermächtnis der Väter. Wir wollen sie erweitern, wollen, wo es nötig ist, das fehlende Glied der Jugendvereine für die Jugend vom vierzehnten bis achtzehnten Jahre einsetzen, wir wollen in der Vereinstechnik gern von solchen lernen, die das Arbeiten und Missioniren besser verstehen als wir, auch wollen wir der Losung: Für die Kirche! besser zu dienen trachten als bisher, aber wir wollen auch nicht untreu sein gegen das, was wir haben. Die deutschamerikanischen „Jugendvereine" (= Jünglingsvereine?) mögen es nach dem, was die Endeavour-Litteratur mitteilt, an religiöser Entschiedenheit fehlen lassen. Unsern deutschen Jünglingsvereinen vorwerfen, wie es auf einer Versammlung anläßlich der Anwesenheit von Dr. Clark in Berlin diesen Winter geschehen ist, daß man sich in ihnen mit einem „Christentum zweiter Ordnung" begnüge, daß sie „durchweg nur Bewahrungsstätten" sein sollen, ist eine schnöde Ungerechtigkeit. Der Grund, auf dem unsre Jünglingsvereine bewußtermaßen stehen, ist der des persönlichen, betenden Bibelchristentums. Auf dem sollen sie bleiben, dann ist der Geist da, der ebenso in die Tiefe wirkt wie in die Weite. Dr. Clark sagt selber: „Organisation ohne Geist ist weniger als nichts."

P. Wurster

Ein Lehrbuch der Innern Mission

Noch ehe das von Schäfer verheißene Handbuch der Innern Mission*) erscheinen konnte, hat Dr. Paul Wurster, Stadtpfarrer in Heilbronn, ein Lehrbuch der Innern Mission ausgehen lassen,**) das bei den Teilnehmern und Freunden des Kongresses für Innere Mission auf das lebhafteste Interesse zu rechnen hat und ihnen auf das wärmste empfohlen werden darf.

Die erste wissenschaftliche Gesamtdarstellung des Gebiets, Schäfers Diakonik, mußte auf wenige Blätter des Zöcklerschen Handbuchs zusammengedrängt werden und hat daher vielfach etwas Aphoristisches behalten. Wurster durfte den Stoff in einem umfänglichen Lehrbuch freier ausgestalten, seinen Zusammenhängen nachgehen und die Probleme gründlich besprechen. Für die fernere Entwicklung der jungen Disziplin, deren Existenzrecht noch immer nicht unbestritten ist (Eduard Simons), erweckt es die günstigsten Hoffnungen, daß sich Wurster in den Hauptpunkten an Schäfer anschließen konnte. So ist zu hoffen, daß die konstitutiven Begriffe endlich nach langem Schwanken eine gewisse Stabilität erhalten werden, ohne die die junge Disziplin sich nicht zu organisiren vermag.

Der wichtigste Punkt ist dieser. Schäfer hat zuerst den wesentlich zeitgeschichtlichen Charakter der Bewegung, die man Innere Mission nennt, scharf herausgestellt: Die Innere Mission ist in erster Linie eine kirchengeschichtliche Erscheinung innerhalb der (deutschen) evangelischen Kirche des neunzehnten Jahrhunderts. So lange man darüber hinwegglitt und gleich-

*) Diakonik, S. 514 f. Inzwischen liegt von diesem unermüdlichen Arbeiter eine andre schöne Gabe vor: Die Innere Mission in der Schule. Ein Handbuch für den Lehrer. Gütersloh, C. Bertelsmann, 1895. VIII und 239 S. 2.40, geb. 3 Mk. Eine Parallele zu dem Warneckschen über die Heidenmission; es wird nicht nur im Konfirmandenunterricht, sondern auch für die Predigt gute Dienste thun.

**) Sammlung von Lehrbüchern der Praktischen Theologie VI. Die Lehre von der Innern Mission. Berlin, Reuther u. Reichard, 1895, X und 414 S. 7 Mk., geb. 8 Mk.

sam aus dem Handgelenk einen Begriff dessen aufstellte, was Innere Mission sein sollte oder hätte sein können (oder was sie einesteils wirklich war, während sie doch viel mehr und zugleich andres als das war), ließ sich die Willkür in der Aufstellung des Begriffs nicht vermeiden. Man brachte die Innere Mission in der Seelsorge unter (Nitzsch, Zezschwitz, Th. Harnack), nahm ihre geforderte Unterstellung unter das Kirchenregiment vorweg (Nathusius) oder machte ein rein formales Element zum Wesensmerkmal (die Vereinsform, Achelis); Schäfer hat gezeigt, daß man von der geschichtlichen Größe „Innere Mission" auszugehen hat und erst nach Feststellung ihrer Merkmale die Frage beantworten kann, ob etwas und was davon als eine dauernde Wesensbethätigung der Kirche sich konsolidiren muß. Es muß also von dem empirisch-historischen Begriff zum Sollbegriff, dem idealen oder normativen Begriff fortgeschritten werden.

Was Schäfer aber andeutungsweise, fast nur als Forderung hingestellt hat, das hat Wurster ausgeführt oder eigentlich erst geleistet. Es handelt sich nicht bloß um einen quantitativen Unterschied. In Schäfers Diakonik dient das „Geschichtliche" nicht zur Gewinnung des historischen Begriffs. Dieser wird unter „Prinzipielles" kurz aufgestellt, worauf unter Ausscheidung der übrigen, eins seiner Elemente als Gegenstand der „Diakonik" bestimmt wird, nämlich die Organisation der Caritas, die kirchliche Eingliederung der Werke der Barmherzigkeit. (Das evangelisatorische Element wird der Homiletik, die reformatorische Tendenz der Einleitung in die praktische Theologie zugewiesen, als Theorie von der Reformationspflicht.) Daher dient die der „Diakonik" einverleibte geschichtliche Uebersicht lediglich der Orientirung über die christliche Liebesthätigkeit — natürlich aller Zeiten, beginnt mit der alten Kirche und umfaßt alle Kirchengebiete, auch katholische und ausländische.

Hingegen hat Wurster dem Schäferschen Gedanken dahin Folge gegeben, daß er seinen ersten (allgemeinen) Teil mit einer geschichtlichen Darstellung eröffnet, die zur Gewinnung eines historischen Begriffs von Innerer Mission führt. Er setzt daher dort ein, wo eben die geschichtliche Größe Innere Mission einsetzt, bei der Christentumsgesellschaft, und organisirt den Stoff im Hinblick auf seinen Zweck. Sofort ergiebt sich eine schärfere Abgrenzung der Perioden: 1. Vereinzelte, meist pietistisch geartete Anfänge 1780 bis 1833; 2. beginnende Erfassung der Innern Mission als eines Ganzen und planmäßige Sammlung und Ausbildung von Kräften 1833 bis 1848. 3. Die Ausdehnung des Betriebs der Innern Mission auf das Volksganze 1848 bis 1871. 4. Die charakteristischen Merkmale des neuesten Betriebs der Innern Mission. An die Stelle bloßer „Gruppen" von Persönlichkeiten treten die charakteristischen Ansätze und Richtungen. Auf diese Weise gelangt Wurster zu einem empirischen Begriff der Innern Mission, der zwar nicht so knapp und handlich ist wie der von Schaefer aufgestellte,*) im übrigen aber entschieden einen Fortschritt in der Erkenntnis bedeutet:

Die Innere Mission ist eine kirchliche Reformbewegung der letzten hundert Jahre, sofern sie die planmäßigen Bestrebungen lebendiger evangelisch-kirchlicher Kräfte darstellt, den in letzter Linie sittlich-religiösen Notständen der Gesellschaft und des Gemeindelebens im evangelischen Volk, zu deren Linderung und Beseitigung die berufnen Faktoren (Familie, Kirche, Staat) nicht ausreichten, auf dem Wege freier Vereinigung entgegenzuwirken mit dem ausdrücklichen Zwecke, die von ihr Gewonnenen der Kirche zuzuführen und durch ihr Wirken im ganzen die vorhandne Kirche zu einer wahren Volkskirche auszugestalten (S. 127).

Wir geben dieser Beschreibung den Vorzug, weil sie 1. die Form der freien Vereinigung in sich aufgenommen hat,**) 2. den Zweck der geschichtlichen Innern Mission als über die „Kirche" hinausreichend, auf die Gesellschaft und das Volk sich erstreckend, erkennt, und 3. die Innere Mission im Verhältnis zur „vorhandnen Kirche" auffaßt: die Innere Mission ist das Korrelat der Landeskirche.

Die Ausschaltung der Zweiheit von evangelisatorischen und caritativen Unternehmungen der Innern Mission ist eine weitere Abweichung von Schäfer. Zwar bei der nun beginnenden Erörterung des normativen Begriffs der Innern Mission (zweite Abteilung des allgemeinen Teils) stellt sich diese Unterscheidung wieder ein, aber in eigentümlich modifizirter Gestalt.

Es handelt sich jetzt nämlich um die Frage, was von jenen geschichtlichen Momenten bloß vorübergehende, was dauernde Bedeutung und damit ein Heimatsrecht in der praktischen Theologie zu beanspruchen habe. Die neuerdings in mannigfachen Variationen und Kombinationen aufgestellte Forderung, daß die „berufnen Faktoren" (Kirche, Staat, Gemeinde, Familie) die von der Innern Mission in die Wege geleiteten Arbeiten übernehmen, unter sich aufteilen und so sie alle aus der Form der Freiheit und Freiwilligkeit in die einer offiziellen Organisation überführen sollten, lehnt Wurster nicht bloß aus Zweckmäßigkeitsgründen ab. Die schon von Schäfer gegen seinen eignen innersten Herzenswunsch (Verkirchlichung der Diakonie) geäußerten Bedenken nimmt Wurster auf, verschärft sie und erweist ihr grundsätzliches Recht. Die „vorhandne Kirche," die Landeskirche (und von jeder „Freikirche" würde bald dasselbe gelten!), ist ein fest geschlossener, kirchenrechtlich gebundner und daher steifer, schwerfälliger Organismus, der eben deshalb eine Ergänzung durch den „Pionierdienst," die „Pfadfinderarbeit" christlich-lebendiger Kreise und Persönlichkeiten schlechterdings nicht entbehren kann, wenn er nicht in Routine erstarren und zur Aufnahme neuer Aufgaben unfähig werden soll. Die Landeskirche bedarf aber weiter (und dasselbe gilt auch von den übrigen „berufnen Faktoren"!) grundsätzlich einer Ergänzung ihrer offiziellen Arbeit durch freiwillige Vereinigung, weil in ihr auf keiner Stufe Amt und Charisma sich decken. (S. 67. 130 ff.)

Solange wir die Landeskirche haben, brauchen wir die Innere Mission. Es ist wirklich so, wie Wichern in seiner Denkschrift entwickelt hat: Weil mit der Erhebung des Christentums zur Staatsreligion die Massen in die Kirche gekommen sind, deswegen ist neben der regulären Wortverkündigung und Seelsorge ein Hilfsdienst mit Missionscharakter nötig als Organisation der lebendigen Gemeindeglieder, die die Schranken und Mängel des offiziellen Kirchenwesens ergänzt. (S. 132 f.)

Hiernach sind zwei Aufgaben der Innern Mission zu unterscheiden: 1. solche, die „die notwendige Ergänzung zu den regulären landeskirchlichen Funktionen bilden"; sie liegen auf dem Gebiete der Wortverkündigung und Seelenpflege, also Evangelisation, Rettungsarbeit, Gemeinschaftspflege (Innere Mission im engern Sinne); 2. solche, die die „berufnen Faktoren" mit ihren Mitteln wohl lösen könnten, aber aus zufälligen geschichtlichen Gründen nicht oder noch nicht lösen können; das sind die Werke der Barmherzigkeit an physisch und sozial Notleidenden, die „kirchliche Hilfsarbeit," wie Bibelverbreitung und Gustav-Adolf-Verein, die Arbeit an Verlassenen und Gefährdeten (Diakonie).

Aus dieser Begriffsbestimmung ergiebt sich nun ein sicheres Urteil über die kirchliche Angliederung dieser Arbeiten, von denen ein Minimum zur Wahrung des kirchlichen Charakters unerläßlich ist, deren Maß aber lediglich nach Zweckmäßigkeitsrücksichten sich bestimmt. Wir zählen diese Ausführungen und die folgenden über die diakonischen Aemter, über die evangelisatorischen Hilfsämter, die Arbeitsformen (Verein, Gemeinschaft, Genossenschaft, Anstalt) zu dem Besten, was über diese Gegenstände geschrieben worden ist.

Der zweite, spezielle Teil beschäftigt sich mit der Vorführung der einzelnen Unternehmungen der Innern Mission, die aus praktischen Gründen nach den Notständen eingeteilt werden, weil die beiden großen Zweige „Innere Mission" und „Diakonie" so eng in einander verwachsen sind (z. B. in der Stadtmission), daß sie sich ohne große Unbequemlichkeit nicht wohl gesondert behandeln lassen. Die Notstände hatte Schäfer in geistliche, sittliche und äußerliche geteilt; Wurster hat auch hier eine glückliche Verbesserung gebracht, indem er (vorwiegend) physische, soziale, sittliche und kirchlich-religiöse Notstände unterscheidet. Schon hierin zeigt es sich, daß er mit

*) Die Innere Mission ist „die kirchliche Reformbewegung des neunzehnten Jahrhunderts, die den innern Zustand der Kirche dadurch zu bessern unternimmt, daß sie die Werke der Barmherzigkeit ebenso wie die freie Verkündigung des Evangeliums dem Leben der Kirche einpflanzen und in ihr wirksam machen will."

**) Vergl. Theologisches Litteraturblatt 1891, Nr. 5, Sp. 50.

größerer Entschlossenheit als sein Vorgänger die sozialen Aufgaben in das Gebiet der Innern Mission einbezieht. Mit Recht macht er darauf aufmerksam, daß die Männer der Innern Mission ich von jeher bemüht haben, z. B. durch Petitionen und durch ie Presse, auf die Regierung, die gesetzgebenden Gewalten und ie öffentliche Meinung einzuwirken (S. 246, 256) und also hrerseits schon immer ein Bewußtsein gehabt haben von der Notwendigkeit des „Uebergangs von der bloßen Repressiv- zur Präventivthätigkeit, die so bezeichnend auf den meisten Rechts- und Verwaltungsgebieten des Kulturstaates ist“ (A. Wagner). Die Arbeit der Innern Mission führte eben von selbst zu der Erkenntnis von allgemeinen sozialen Schäden und von auffallenden Mängeln der Gesetzgebung (Sonntagsruhe, Trunksucht). Wer sein Volk und seinen Bruder lieb hat, kann nicht um einer Theorie willen Halt machen, wo er auf die öffentlichen Angelegenheiten stößt. So hat denn Wurster sich veranlaßt gesehen, n den Abschnitt über den Kampf gegen vorwiegend soziale Notstände ein Kapitel einzustellen über „die Schaffung und Anbahnung neuer sozialer Verhältnisse“ und hier nicht nur die Arbeitervereine und das Genossenschaftswesen, sondern auch die „Beeinflussung der Sitte und Gesetzgebung zum Zweck der Erreichung besserer Arbeits- und Existenzbedingungen“ zu besprechen.

Indem der Verfasser die Einzelarbeiten der Innern Mission nach Stand, Methode und ihren Aufgaben für die Zukunft bespricht, kommt eine Fülle von zum Teil sehr schwierigen Problemen zur Behandlung. Es kann nicht ausbleiben, daß der Leser nicht alle Lösungen anzunehmen vermag, wie uns z. B. eine Stellung zur Kinderarbeit (S. 234) und zur Wohnungsfrage (S. 255) nicht gefallen will. Die Baugesellschaften müssen grundsätzlich vom Arbeitgeber unabhängig sein; „patriarchalische“ Hilfe ist auf diesem Gebiete nicht bloß ungenügend, sondern für den Arbeiter direkt gefährlich, wie der Pullmanstreik erwiesen hat. Auch kommen Urteile vor, die wir beanstanden müssen; daß die „lutherische Orthodoxie“ so vom Sonntag lehrt, wie Verfasser angiebt (S. 258), wird schwerlich zu erweisen sein. Aber im ganzen sind die Entscheidungen und Ratschläge des Verfassers von einem so nüchternen und taktvollen Geiste eingegeben, daß man ihm gern folgt; an vielen Punkten wird sein Eintreten zu einer wesentlichen Klärung des Urteils beitragen (S. 196 Abberufung von Diakonissen, S. 272 Aufnahme unehelicher Kinder in die Kleinkinderpflege, S. 382 ff. Jünglingsvereine). Alles in allem eine reiche, ausgereifte, vortreffliche Gabe.

Wilhelmi

Von der evangelischen Kirche in der Provinz und Stadt Posen

2

Das im allgemeinen über Freud und Leid der Evangelischen im alten Polen Gesagte findet vielleicht noch durch einige Mitteilungen aus der Geschichte der evangelischen Gemeinden in der Stadt Posen Ergänzung. Schon im Jahre 1522 verkündigten der Dominikaner Andreas Samuel im Dome und Johann Sekluchan, der deutsche Prediger an der St. Maria-Magdalenenkirche in Posen, von der Kanzel herab die neue Lehre. Sie müssen großen Zulauf gehabt haben, denn bereits 1540 gab es nach dem polnischen Historiker Lukaszewicz eine große Menge Lutheraner in Posen. Freilich mögen sie sich zuerst sehr unsicher gefühlt haben, denn sie hielten, wohl nicht ohne Rücksicht auf die 1527 durch ganz Posen erneuerte Inquisition, anfangs ihre Gottesdienste nachts bei verschlossenen Thüren und verhängten Fenstern ab, bis die Familie derer von Górka*) in ihrem Palaste einen besondern Saal für die Versammlungen der lutherischen Gemeinde einrichtete. Leider starb diese Familie schon 1593 aus, und nun begann die Leidenszeit für die lutherische Gemeinde in der Stadt Posen. Die Gemeinde wollte den Palast von den Erben der Górkas kaufen — man sieht daraus, daß sie recht wohlhabend gewesen sein muß —, aber durch die Ränke des Bischofs in Posen wurde der bereits abgeschlossene Kauf hintertrieben und den Lutheranern verboten, ihre Zusammenkünfte innerhalb der Stadtmauern abzuhalten. Daher erbauten sie auf einem Berge außerhalb der Stadt (in der Nähe der gegenwärtigen evangelischen Garnisonkirche) ein hölzernes Kirchlein. Nicht weit entfernt davon standen bereits seit 1554 die Kirchen der böhmischen Brüder, eine deutsche und eine polnische. In den Jahren 1606 bis 1616 sind diese Kirchen dreimal durch Jesuitenschüler und den Pöbel in Brand gesteckt worden. Trotzdem würden sie auch zum drittenmal wieder aufgebaut worden sein, wenn nicht seitens des Bischofs verboten worden wäre, evangelische Gotteshäuser in und um Posen zu errichten. So mußten die Evangelischen sich damit begnügen, sich in ihren Privatwohnungen mit einander erbauen zu können. Für die Lutheraner fand sich 1630 ein andrer, wiewohl sehr beschwerlicher Ausweg. Denn in diesem Jahre gestattete der Grundherr von Schwersenz (zwölf Kilometer von Posen entfernt) den Lutheranern der Stadt Posen sowie den evangelischen Leuten auf seinem Grund und Boden eine Kirche zu bauen, in der über 150 Jahre die lutherische Gemeinde Posens ihre Gottesdienste gefeiert hat. Freilich war es für die Lutherischen in Posen manchmal recht schwer, an diesen Gottesdiensten teilzunehmen, denn abgesehen von der Entfernung waren die Wege oft grundlos und unsicher. Dazu fehlte es nicht an allerlei Quälereien, denen die Evangelischen in der Stadt Posen ausgesetzt waren; nicht einmal ihre Toten konnten sie ungestört begraben. Wohl wandten sie sich an ihre Landesherren mit der Bitte um Schutz gegenüber den Angriffen, denen sie von katholischer Seite fort und fort ausgesetzt waren; aber selbst wenn die polnische Regierung ausdrücklich verordnete, die Evangelischen unbehelligt zu lassen, so fanden diese Bestimmungen wegen des Fanatismus der Widersacher höchstens für einen Augenblick Beachtung. Außerdem wurde die katholische Partei nicht müde, die Evangelischen Posens, unter denen sehr viele Deutsche waren, bei den Königen Polens als Verräter des Vaterlandes zu verklagen. Mochte auch durch genaue Untersuchungen die gänzliche Haltlosigkeit derartiger Beschuldigungen sich herausstellen, so wurde doch die Lage der Evangelischen kaum geändert, da die Kläger unbestraft blieben und unaufhörlich weitere Schwierigkeiten bereiteten.

Doch das Schwerste brachte den Lutheranern Posens das achtzehnte Jahrhundert. Es begann ja mit einem kurzen Lichtblick. Die Schweden, die 1703 bis 1709 Herren der Stadt waren, richteten das Schießhaus für die Garnison, die städtischen Bäder für die in Posen wohnenden Deutschen zu gottesdienstlichen Stätten ein. Aber nach dem Abzug der Schweden waren die Lutheraner wieder machtlos und wurden aus dem Stadtbade nicht ohne Verübung von Gewaltthätigkeiten verdrängt, die die Chronik der Franziskaner in folgender Weise schildert:

> Am 19. Januar 1710, während die Pest noch wütete, zerschlug der damalige Bürgermeister Czernijewski, nachdem er 300 Leute um sich gesammelt hatte, den Lutheranern das Kripplein, zerstörte den Altar, riß alle Leuchter von den Wänden, die er zugleich mit dem Positiv und der Glocke an die (katholische) Pfarrkirche ablieferte, zerschlug ferner sämtliche Fenster und zerspaltete die Bänke, deren Holz er zur Feuerung benutzte.

Nunmehr besuchte die lutherische Gemeinde wieder wie zuvor den Gottesdienst ihrer Glaubensgenossen in Schwersenz.

Es sollte in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts noch schlimmer kommen. Zwar hatte sich der polnische Reichstag, von den benachbarten Mächten gedrängt, 1768 endlich entschlossen, die Konstitution über freie Religionsübung im Königreiche Polen zu veröffentlichen; aber gerade dies erbitterte die katholische Partei dergestalt, daß sie sich erhob, um den Protestanten die ihnen soeben gewordnen Rechte zu entreißen. Es kam zu einem entsetzlichen Bürgerkriege, in dem die größten Grausamkeiten gegen die Dissidenten verübt wurden, sodaß viele ums Leben kamen. Die Dissidenten in der Stadt Posen lebten nach den Akten der dortigen Kreuzkirche in Schrecken und Verzweiflung. Sie wußten, daß die (katholischen) Konföderirten schon längst ihr Racheschwert für sie gewetzt hatten, besonders für ihren Oberkirchenvorsteher, Kommerzienrat Ackermann. Er fand

---

*) Das accentuirte o wird im Polnischen wie ein kurzes u ausgesprochen.

— bei den Jesuiten auf acht Tage freundliche Aufnahme. Die Besorgnisse waren nicht unbegründet gewesen, denn die lutherische Gemeinde wurde von den umherziehenden polnischen Scharen auf das ärgste gequält, geplündert und zur Zahlung einer unerhörten Kontribution genötigt; selbst die Gräber auf dem evangelischen Friedhofe wurden gemißhandelt. Erst durch das Einrücken von russischem und preußischem Militär wurde dem Bürgerkriege ein Ende gemacht.

Und nun konnten die Lutheraner den Bau ihrer Kirche in der Stadt endlich beginnen. Zwar hatten sie schon 1768 ein Grundstück erworben und das Privilegium zum Bau der Kirche in Warschau nachgesucht; allein die Wirren im Lande hatten zur Folge, daß die Erlaubnis zum Bauen erst 1777 eintraf. Das Privilegium kostete übrigens der Gemeinde 1135 polnische Gulden (ein polnischer Gulden = 50 Pfge.). Die damals kleine (etwa 2600 Seelen), aber wohlhabende evangelische Gemeinde Posens hat mit Aufbietung der größten Opfer den Bau begonnen; sie hat im ganzen, nach unserm Gelde berechnet, 101882 Mk. aufgebracht. Aber auch die Glaubensgenossen in Polen und im Auslande halfen in hochherziger Weise. Die Kollekte aus Großpolen betrug allein 23904 polnische Gulden, die aus Amsterdam 14704 polnische Gulden. Auch die Evangelischen in Riga, Danzig, Stralsund, Rostock, Wismar und Bremen schickten namhafte Summen ein. Im ganzen wurden etwa 33445 Mk. durch die Glaubensgenossen der lutherischen Gemeinde Posens als Liebesgabe nach und nach übersandt, Freunde in Stettin schenkten die Orgel. So wurde die Kreuzkirche im Laufe von acht Jahren vollendet und 1786 eingeweiht. Mit der Erbauung dieses Gotteshauses war der seit 1616 eingetretenen kirchlichen Not der evangelischen Bevölkerung in der Stadt Posen ein Ende gemacht und zugleich der weitern Entwicklung der evangelischen Kirche in dieser Stadt der Weg gebahnt. Heute wohnen in der Stadt Posen ausschließlich der Vororte 25000 Evangelische, die einschließlich der altlutherischen fünf Kirchen und eine Kapelle besitzen.

3

Auch auf dem Gebiete der Innern Mission ist seitens der Evangelischen in Provinz und Stadt alles geschehen, um dem Beispiele der andern Provinzen nachzukommen. Es giebt wohl keine Arbeit der Innern Mission, die nicht auch in der Provinz Posen betrieben würde. Indessen sind zwei Gründungen ganz besonders zu erwähnen.

Die erste ist das evangelische Diakonissenmutterhaus in Posen. Im Jahre 1864 war auf der Durchreise durch die Stadt Posen ein evangelischer Geistlicher lebensgefährlich erkrankt und in das Krankenhaus der barmherzigen Schwestern zu Posen gebracht worden, in dem er auch starb. Zwar hatten die katholischen Schwestern auch den evangelischen Pfarrer treu gepflegt, aber es drängte sich doch allen in Posen, die die evangelische Kirche lieb hatten, das schmerzliche Bewußtsein auf, daß ein schwerkranker evangelischer Geistlicher in einem katholischen Krankenhause seine letzte Zuflucht hatte suchen müssen. Das hatte zur Folge, daß schon im nächsten Jahre ein eignes Diakonissenmutterhaus in bescheidnen Räumen eröffnet wurde, bis zehn Jahre später das neue stattliche Anstaltsgebäude bezogen werden konnte. Heute steht eine ansehnliche Zahl von Diakonissen in Stadt und Provinz Posen in Arbeit, teils in der Pflege von Kranken und Siechen, teils in der Gemeindepflege, teils in der Leitung von Kleinkinderschulen. Es giebt wohl kaum eine größere evangelische Gemeinde der Provinz, in der nicht Diakonissen des Posener Mutterhauses beschäftigt wären. Uebrigens wächst die Nachfrage nach Diakonissen mit jedem Jahre; allein da auch hier an Schwestern oft Mangel ist, kann den Bitten nicht immer entsprochen werden.

Die andre Einrichtung der Innern Mission, die für die Provinz Posen von ganz besonderm Werte ist, sind die Konfirmandenanstalten, die durch den um das ganze Gebiet der Innern Mission hochverdienten Generalsuperintendenten D. Hesekiel in Posen ins Leben gerufen worden sind. Freilich besondre Häuser zu diesem Zwecke sind in der Provinz noch nicht vorhanden, vielmehr sind einzelne Pfarrhäuser Konfir-

mandenanstalten geworden. Es hat sich nämlich herausgestellt, daß der Konfirmandenunterricht für viele von den Kindern der Provinz, die katholische Schulen besuchen und darin oft fast ganz verschwindende Minderheiten bilden, dazu in polnischer Umgebung aufwachsen, von sehr geringem Erfolge begleitet gewesen ist. Einerseits fehlen den Kindern die erforderlichen religiösen Kenntnisse, andrerseits sind sie im Gebrauch der deutschen Sprache oft recht ungeübt. Dazu kommt, daß die meisten dieser Kinder sehr weit vom Pfarrort entfernt wohnen. Um sie in den evangelischen Glauben gründlichst einzuführen und ihnen die evangelische Kirche lieb zu machen, haben sich einige Pfarrer bereit finden lassen, Konfirmandenanstalten in ihren Häusern zu eröffnen, zum Teil unter Darbringung schwerer persönlicher Opfer. In geräumigen Pfarrhäusern sind besondre Wohnräume und Schlafräume für die Kinder vorhanden, in räumlich beschränkten dient ein und dasselbe Zimmer zum Wohnen und Schlafen, indem die zu diesem Zwecke eigens angefertigten Tische und Bänke von den Kindern am Abend durch Verschiebung der Tischplatten mit leichter Mühe in Bettstellen umgewandelt werden. Zuerst werden etwa zwanzig Knaben, einige Zeit später zwanzig Mädchen in die Pfarrhäuser, in denen Konfirmandenanstalten sich befinden, auf je sechs Wochen aufgenommen. Da die Kinder während dieser Zeit von dem Besuch der Schule befreit sind, wird für die Knaben ein Seminarist oder Kandidat, für die Mädchen eine geprüfte Lehrerin dem Pfarrer zur Seite gegeben. Der Pfarrer erteilt täglich den Konfirmandenunterricht, der Gehilfe oder die Gehilfin den Unterricht in den andern Gegenständen. Ferner werden gemeinsam Spaziergänge unternommen, Spiele gespielt, die Mädchen auch häuslich und mit Handarbeiten beschäftigt, kurz, es wird alles gethan, daß sich die Kinder im Pfarrhause so heimisch fühlen wie im Elternhause. Die Unkosten werden teils durch die Angehörigen der Kinder, teils durch die Gemeindeorgane der Pfarreien, zu denen die Kinder gehören, teils durch freiwillige Liebesgaben aus der Nähe und Ferne gedeckt. Der Segen der Konfirmandenanstalten liegt auf der Hand. Die Kinder erhalten eine gründliche religiöse Durchbildung, die etwa zurückgebliebnen können besonders berücksichtigt werden, und alle werden durch das Gemeinschaftsleben im Pfarrhause mit einander, mit ihrem Seelsorger, mit Helfer oder Helferin und der Kirche auf das engste und innigste verbunden, sodaß sie mit einer besonders in der Diaspora erforderlichen festen Grundlage ins Leben gehen, aber auch den Segen, den sie selbst erfahren haben, in die Kreise, in denen sie sich befinden und in die sie später geführt werden, hineintragen können.

Springborn

Verschiedenes

(Eine vortreffliche Uebersicht) über die neuesten Bestrebungen und Schwierigkeiten auf dem Gebiete der Innern Mission erhält man aus dem Sechsunddreißigsten Bericht des Zentralausschusses für die Innere Mission der deutschen evangelischen Kirche. Berlin, 1894. Insbesondre auf die Abschnitte über das Fortbildungsschulwesen, die Wohnungsfrage, die Vorbildung von Gefängnisaufseherinnen möchten wir unsre Leser aufmerksam machen. Man erhält einen Bericht, so weit der nur noch kleine Vorrat reicht, unentgeltlich, wenn man sich an das Büreau des Zentralausschusses, Berlin W, Genthinerstr. 38, wendet. Ti

(Die älteste deutsche Monatsschrift für Innere Mission) sind die Fliegenden Blätter aus dem Rauhen Hause zu Horn bei Hamburg. Sie sind im Jahre 1844 von Wichern ins Leben gerufen worden, bestehen also jetzt zweiundfünfzig Jahre. 1891 ist bei der Agentur des Rauhen Hauses in Hamburg ein Generalregister zu den Fliegenden Blättern, Jahrgang 1844/45 bis 1890 erschienen, 116 Seiten stark, ein ausgezeichnetes Hilfsmittel für jeden, der die Geschichte der Innern Mission und ihre einzelnen Arbeits- und Interessengebiete studirt. Zu haben für 1,60 Mk. Auch die Monatsschrift selbst ist einer Empfehlung wert. Die zwölf Hefte jährlich, 480 Seiten umfassend, kosten 4 Mk. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an. Die Fliegenden Blätter aus dem Rauhen Hause sind nicht nur das Organ des Zentralausschusses für Innere Mission, sondern in der That ein Zentralorgan für das Gesamtwerk der Innern Mission in unserm Vaterlande. R

(Leitfaden der Innern Mission) für den Berufsunterricht in Brüder-, Diakonen- und Diakonissenanstalten von Theodor Schäfer. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 4,20 Mk.

Das Buch ist nun schon in dritter Auflage erschienen. Ein er-

freuliches Zeichen, daß das seiner ganzen Anlage nach für den Unterricht in Anstalten der Innern Mission eingerichtete Buch weit über den Kreis von Fachleuten in die Laienwelt gedrungen ist. Ist die erste Auflage doch erst 1887 herausgekommen und damals auch in diesem Blatte (Nr. 23, S. 224) besprochen worden. Die vorliegende Auflage unterscheidet sich von der zweiten nicht wesentlich; nur daß die Hervorhebung der Stichworte in gesperrtem Druck leichtere Uebersichtlichkeit schafft und eine Reihe von Aenderungen den letzten Arbeitsergebnissen auf diesem Gebiete gerecht zu werden sucht. Ich bemerke, daß Breslau-Lehmgruben schon seit 1887 nicht mehr Seminar für Kleinkinderlehrerinnen ist, sondern Mutterhaus für Kleinkinderschule und Gemeindepflege heißt. Das Verhältnis der Schwestern zum Mutterhause ist dasselbe wie in andern Diakonissenhäusern. — Mag der Ueberblick über das große Werk der Innern Mission recht vielen Herzen Arbeitslust wecken und stärken. Guthr

(Werkstätten evangelischer Liebesthätigkeit) ist der Titel eines neuen Buches von dem Vereinsgeistlichen für Innere Mission in München, Pfarrer Ostertag. In anschaulicher, fesselnder Weise, mit mancherlei geschichtlichen Rückblicken belebt, malt der Verfasser Stätten barmherziger Liebe vor das Auge des Lesers, die recht erkennen lassen, daß die Macht der Liebe in der evangelischen Kirche unsrer Tage Großes zu schaffen weiß Gott zur Ehre, dem Nächsten zur Wohlfahrt. Zwölf Schilderungen bietet der Verfasser, siebzehn Bilder veranschaulichen das Dargebotne. Wenn auch der Fachmann wenig Neues mehr erfährt, so wird doch den Freunden der Innern Mission hin und her in deutschen Landen der gewundne Strauß willkommen sein. Aus der ganzen deutschen evangelischen Kirche hat der Verfasser seine Bilder genommen, das mögen die Ueberschriften der einzelnen Schilderungen bezeugen: 1. Kaiserswerth; 2. Die Anstalten des Pastors Dr. von Bodelschwingh; 3. Ein Samenkorn evangelischer Liebesthätigkeit vor hundert Jahren. Basel; 4. Eine Segensstätte auf der oberschwäbischen Hochebene. Wilhelmsdorf; 5. Die Arbeitsfelder des Pastors Ninck. Hamburg; 6. Karl Mez in Freiburg i. B.; 7. Evangelische Lebenszeugnisse aus Berlin; 8. Georg Müller in Bristol; 9. Der siebenundzwanzigste Kongreß für Innere Mission in Dortmund; 10. Die jüngste deutsche Arbeiterkolonie; 11. Gallneukirchen; 12. Die Kammgarnspinnerei in Augsburg. Ausstattung und Druck des Buches machen es besonders zu Geschenken geeignet. Der Reinertrag ist für die Innere Mission in München bestimmt. Bei Poeßl in München ist es erschienen. (2,30 Mk., geb. 3 Mk.) —ö—

(Im Dienste der Liebe) Skizzen zur Diakonissensache. Von Pastor Theodor Schäfer. Gütersloh, Bertelsmann, 1895. 79 S. 1 Mk., geb. 1,50 Mk.

In seinem Schlußwort zu den Diakonissenartikeln des Jahrgangs 1893 der Christlichen Welt hat der Herausgeber (Nr. 43) zwei Wünsche ausgesprochen. Der erste, daß die Diakonissensache wieder aufgenommen werde in die öffentliche Diskussion aller Freunde der Innern Mission, insbesondre der Kongresse, scheint jetzt erfüllt zu werden. Der Zentralausschuß hat auf die Tagesordnung seiner diesjährigen Konferenz gesetzt: Diakonissenhaus und Diakonieverein. Will das vorliegende Büchlein dem zweiten gerecht werden, „daß uns von kundigster Seite eine gedrängte Darstellung des Diakonissenberufs dargeboten werden möchte für die Kreise, die sich besonders für den Stand interessiren“? Es kommt seiner Erfüllung wenigstens sehr nahe und stammt, wie der Name des Verfassers verbürgt, von „kundigster Seite.“ Wie es selbst sagt, ist es auch in der Hoffnung geschrieben, „für die Diakonissensache in weiten Kreisen Freunde zu werben.“ Das Büchlein sammelt sechs Aufsätze, die der Verfasser über die Diakonissensache meist im Daheim hat erscheinen lassen; leider sind sie fast wörtlich abgedruckt, nur die Statistik ist nach dem Stande der Gegenwart berichtigt; infolge davon sind manche Wiederholungen, die sich aus der Einzelentstehung erklären, nicht beseitigt. Zu dem sechsten Aufsatze: „Allerlei Fragezeichen zur Diakonissensache“ wünschten wir, daß der kundige Verfasser noch ausführlicher wäre. Unsre gelehrten Freunde würden vielleicht zu manchem Worte im dritten Stück, „Schwester Phöbe,“ der einen geschichtlichen Rückblick giebt, ein Fragezeichen machen. Aber das thut dem schönen Buch keinen Schaden, und daß es seinen Gegenstand in sehr günstigem Lichte darstellt, erst recht nicht. Das Buch sei warm empfohlen. Otto Baltzer

(Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb) Bearbeitet und herausgegeben von der Verfasserin der Sonnenblumen zu Gunsten der Mädchenanstalten in Männedorf am Zürichsee. Zweite Auflage. Zürich, Fäsi und Beer, 1894. 50 Pfge.

Zum zweiten male klingt dieser vortreffliche Mahnruf der Barmherzigkeit als der ewigen Grundbedingung alles christlichen Gemeinschaftslebens herüber aus dem Hochland. Es ist ein kleines, aber ernstes und bedeutsames Büchlein, das recht geeignet ist, unter Konfirmanden, in Frauen- und Jünglingsvereinen u. dergl. verteilt zu werden. Im Anfang wird geradezu geistvoll ausgeführt, daß wir um unsert willen wohlthun sollen. „Wohl könnte Gott auch ohne uns das Evangelium in der Welt ausbreiten und allen Hilfsbedürftigen Hilfe verschaffen, aber er kann nicht ohne unsre Mitwirkung die Seligkeit des Gebens uns zuwenden.“ „Er will nicht, daß die Bekehrung der Welt schneller fortschreite, als die Heiligung seiner Gläubigen.“ Die Mahnung ist ernst und warm. Nur ist wohl der Standpunkt ein wenig zu sehr im Herzen des Gebers genommen. Immer ist das Elend auch nicht eine absichtliche Fügung Gottes, um dessenwillen, der geben und helfen soll. Gott weiß alles zum Guten zu lenken — das ist der richtige, in der Schrift wohlgemeinte Gedanke —, aber kommt alles direkt aus seiner Hand? Fehlt da in dem großen Rechenexempel nicht ein großer Faktor? — Und in dem kleinen Rechenexempel S. 16 scheint mir das Resultat

nicht recht glaublich, daß der Israelit ein Drittel seines Einkommens opfern mußte. — Aber das Schriftchen ist recht lesenswert. A N

(Gesellenheime in Berlin) Aus Berlin erhalten wir folgende Zuschrift: Wie glücklich der Gedanke des Ostdeutschen Jünglingsbundes war, für die alleinstehenden jungen Leute in Berlin, die meist in sogenannten Schlafstellen zu wohnen gezwungen sind, besondre Heimstätten einzurichten, beweist der Umstand, daß jetzt auch ein großer rein humaner Verein eine solche Anstalt in noch größerm Umfange eingerichtet hat. Das ist sehr erfreulich, denn die Wohnungsnot dieser jungen Leute ist besonders drückend und auch gefährlich. Der Schlafbursche hat nur ein Recht auf sein Bett, sonst hat er sich wenig in der meist überfüllten Wohnung aufzuhalten. Wo soll er hin? Er geht ins Wirtshaus, das wird seine Heimstätte. Oder er darf sich in der Familie aufhalten. Aber in welche Verhältnisse blickt er da?! Oft wohnen auch Schlafleute beiderlei Geschlechts in einer Wohnung, ja in einem Zimmer. Wer will sich da wundern über die wachsende Unsittlichkeit und Verrohung? Darum ist es hohe Zeit, daß mehr Gesellenheime, oder wie man sie nennen will, eingerichtet werden, in denen die jungen Leute eine gesunde und anständige Heimstätte finden können. Außer dem neuen großen in der neuen Schönhauserstraße, das aber durch seine Größe den familienartigen Charakter eines Heims verliert, bestehen leider nur noch zwei christliche. Das eine in der Oranienstraße 106, vom Evangelischen Verein für kirchliche Zwecke eingerichet, das andre in der Sophienstraße 19, vom Ostdeutschen Jünglingsbunde als das erste unterhalten. Beide zusammen haben ungefähr fünfundzwanzig Betten. Was ist das unter so viele?! Um dem abzuhelfen, hat sich jetzt der Damenhilfsverein des Ostdeutschen Jünglingsbundes der Sache angenommen und wird durch Sammlungen die Mittel für Vergrößerung und Neueinrichtung solcher Gesellenheime zu schaffen suchen. Allseitige Unterstützung ist diesen Bestrebungen wohl zu wünschen. Nähere Auskunft, sowie Anmeldungen zum Beitritt (Jahresbeitrag 3 Mk.) bei der Geschäftsstelle des Vereins: Wartmann, Hausvater, Sophienstraße 19.

(Ueber das christliche Gemeinschaftswesen) innerhalb der evangelischen Gemeinde wird auf dem Posener Kongreß Pfarrer Kühn aus Siegen berichten. In Mittel- und Ostdeutschland weiß man vielfach gar nicht, was „christliche Gemeinschaften“ sind. Ob das einen Mangel bedeutet oder nicht, ob man das Bedürfnis wecken oder wo es sich regt von Kirchen wegen unterdrücken soll, das sind sehr ernste Fragen für alle, die ein Interesse daran haben, daß alles gesund Christliche innerhalb unsrer heutigen Kirchen sich entfalte. Auch in die sächsische Landeskirche ist die Gemeinschaftsbewegung neuerdings eingedrungen. Ein Kundiger auf diesem Gebiet, Pfarrer Streit in Berthelsdorf bei Herrnhut, hat vor der Jahresversammlung des Landesvereins für Innere Mission im Königreich Sachsen im Mai 1894 einen Vortrag gehalten und veröffentlicht unter dem Titel: Die Pflege der christlichen Gemeinschaft und die Innere Mission. (Dresden, Verein zur Verbreitung christlicher Schriften, Johannesstraße 17. 39 S. 30 Pfge.) Das besonnen abwägende Schriftchen sei warm empfohlen. Vielleicht legt uns einer unsrer Freunde unter Berücksichtigung dieses Schriftchens und der zu erwartenden Posener Verhandlung seine Ansicht über die Sache eingehender dar. R

(Von Robertsons sozialpolitischen Reden) werden uns in deutscher Uebersetzung von H. von Dungern einige hervorragende dargeboten. (Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1895. 198 S. 2,40, geb. 3,20 Mk.)

Es ist die Rede zur Eröffnung des Arbeitervereins zu Brighton (1848), eine Rede über Einführung ungläubiger Bücher in die Bibliothek des Arbeitervereins zu Brighton (1850); eine Rede über Einführung einer frühern Stunde des Geschäftsschlusses (1849); eine Rede über Verbesserung von Arbeiterwohnungen (1852); eine Rede über den Fortschritt der arbeitenden Klassen (1851); und zwei Reden über den Einfluß der Poesie auf die arbeitenden Klassen (1852). Robertson ist den Lesern der Christlichen Welt kein Fremder mehr (vergl. Nr. 16, 18 und 19 dieses Jahrgangs), und einzelne Stücke aus dem vorliegenden Bändchen sind ihnen wohlbekannt. Um so lieber nur werden sie alle zu dieser Sammlung sozialpolitischer Reden greifen und aus ihnen immer neue Stählung, Erquickung und Leitung gewinnen. Denn Robertson ist ein herrlicher, geistvoller, prophetischer Mann, dessen Worte immer aufs neue zu fruchtbarem Nachdenken anregen. Hätte man seine Stellung zur sozialen Frage früher in weitern Kreisen der deutschen Theologen gekannt und gewürdigt, vielleicht hätten sich unser sozialen Verhältnisse doch etwas anders entwickelt, — wenigstens wäre die Rolle, die der Kirche gegenüber den sozialen Problemen zukommt, anders begriffen worden. Aber auch jetzt, nach vierzig Jahren, ist es noch nicht zu spät, von Robertson zu lernen; jede seiner Reden giebt dazu in reichem Maße Anlaß. Die Uebersetzung ist vortrefflich, — nur bei der Wiedergabe poetischer Abschnitte zuweilen etwas schwerfällig (z. B. S. 145. 164). Auf S. 137 unten mußte um des Sinnes willen wohl statt des deutschen Wortes „Dichter“ der griechische Ausdruck „Poet“ beibehalten werden. Denn „Poet“ heißt eben, wie auch S. 168 weiter ausgeführt wird, ursprünglich der „Schaffende.“ Aber diese kleinen Mängel stören den Genuß des Lesens wenig und können leicht bei einer, hoffentlich bald notwendig werdenden, zweiten Auflage abgestellt werden. Das Büchlein ist für alle, die nicht selbst mit Leichtigkeit die englische Sprache verstehen, eine überaus wertvolle Gabe. W B

Quittung

Für die Pfarrerstochter und Lehrerswitwe in Kaschau in Ungarn: 25 Mk. von J St und Fr, Herford; je 20 Mk. von A Fr, Frankfurt am Main; O de V, Hamburg; Gr A, Muskau; 10 Mk. von T K, Cannstatt; 9 Mk. von D, Friedberg; 8,50 Mk. von N N, Bochum; 5,50 Mk. vom Pfarrkränzchen in Neuenschmidten; je 5 Mk. von F H, St. Johann; J H, Berlin; X Y Z, Tübingen; N H, Brieg; Dr. B, Graudenz; D H in H, P M, Berlin; 4 Mk. von J G, Dresden; je 3 Mk. von F S, Berlin; O W, Klähn; Pf. O; A D in W; je 2 Mk. von N N, Hatzfeld; C H, Tutzfelden; 1 Mk. von N N (Poststempel abhanden gekommen).

Für die evangelische Gemeinde in Laibach: 10 Mk. von N, Untertürkheim; 6 Mk. von D, Friedberg; 5 Mk. von T K, Cannstatt; 3 Mk. von A D in W.

Für den Hilfsfonds für Brotterode: 5 Mk. von X Y Z, Tübingen.

Für die Hungersnot in Ostafrika: 40 Mk. von X Y Z, Tübingen; 5 Mk. von T K, Cannstatt. Herzlichen Dank! D H

Tageszeitung betreffend

sei auf Anfragen mitgeteilt, daß der Plan keineswegs aufgegeben ist, fortdauernd Verhandlungen stattfinden, Näheres aber zur Zeit nicht verraten werden kann. Die Freunde müssen sich freundlichst gedulden.

Zur Beachtung

Angesichts des herannahenden Quartalwechsels bitten wir um rechtzeitige Erneuerung des Abonnements auf Christliche Welt und Chronik, sowie um Werbung neuer Freunde. Das vierte Quartal pflegt für das Gedeihen von Zeitschriften wie die unsrige das wichtigste zu sein. Probenummern versendet die Verlagshandlung jederzeit unentgeltlich.

D V D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 38 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Chronik der christlichen Welt

Postzeitungs-Nr. 1450. Vierteljährlich 1 Mark

Nr. 38: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Ueber die sechste Hauptversammlung des Reformirten Bundes für Deutschland; Die Klosterlausnitzer Pastoralkonferenz; Ueber einen merkwürdigen Mißbrauch der Ordination; Eine Probe kirchlichen Optimismus: Ein Brief Stöckers; Aus einer rheinischen Synodalpredigt d. J.; D. theol. Adolf Zahn — Heidenmission: Christentum und Hinduismus; Missionswirksamkeit und der Wandel christlicher Europäer — Verschiedenes: Der neue altkatholische Weihbischof Dr. Th. Weber; Vermischte Nachrichten — Verzeichnis der Vorlesungen an den außerdeutschen evangelisch-theologischen Fakultäten im Wintersemester 1895/96 — Personalien — Zur Beachtung

Die Hilfe

Zu beziehen für 50 Pfge. vierteljährlich durch Agenten, die von der Expedition: Frankfurt a. M., Obermainstraße 2, noch überall gesucht werden, oder durch die Post, Postzeitungs-Nr. 3175, für 1 Mk. vierteljährlich. Probenummern kostenlos.

Nr. 38: Barmherzigkeit — Die bleibende Notwendigkeit der Innern Mission — Die neue Begründung und dauernde Erhaltung des Bauernstandes und gesamten landwirtschaftlichen Berufsstandes auf Grundlage des deutschen Rechts. I — Normalarbeitstag — Die Anteilnahme des evangelischen Geistlichen an der gegenwärtigen sozialen Arbeit — Im Antwerper Hof (Fortsetzung) — Allerlei: Kongreß für Innere Mission; Zum sozialpolitischen Ferienkursus in Berlin; Der Genießer; Gott mit dir — Briefkasten — Bedingungen für die Agenten der „Hilfe" — Anzeigen

Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Litteratur und Kunst

54. Jahrgang

Postzeitungs-Nr. 2846. Vierteljährlich 9 Mark.

Nr. 38: Zum 20. September — Die Sozialreform und die Gemeinden — Politische Anmerkungen zur italienischen Litteraturgeschichte — Nicolaus Becker und sein Rheinlied. Von W. Ungewitter — Im Zwischendeck — Maßgebliches und Unmaßgebliches: Ein neues Programm

Armin Bach
des. Pfarrer der Paulusgemeinde in Halle a. S.
Auguste Bach, geb. Schmieder
Vermählte.
Schleusingen, den 12. Sept. 1895

Durch die am 5. d. Mts. erfolgte glückliche Geburt eines prächtigen **Jungen** wurden hocherfreut
Pastor Kiock
und Frau **Emmy, geb. Schott.**
Guttentag, Ober-Schlesien

Cand. theol. (pro lic. geprüft, Sem.-Kursus absolvirt) sucht für Mitte Oktober bis Mitte Januar **praktische** Beschäftigung (Innere Mission, Vereinswesen u. dgl.). Gehalt Nebensache. Anerbieten an **R. Hermes**, Steglitz-Berl., Lindenst. 35.

Gute Pension und freundliche Fürsorge finden Damen, die für ihren Beruf oder ihr Studium in Frankfurt a. M. leben wollen, zu mäßigem Preise bei christlicher Familie. Nähere Auskunft erteilt gütigst Herr Pfarrer **Rade**, Frankfurt, Barfüßergasse 1.

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 350.— an, von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Anerk. beste Bezugsquelle. Höchster Rab. Alle Vorteile. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, gratis u. frei.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162.**

In zweiter Auflage erschien:
Vom Ursprung und Inhalt der Schriften des Neuen Testaments
Ein Büchlein für Jedermann
von
D. Emil Zittel
Preis 80 Pfge.
Zu beziehen durch die
G. Braunsche Hofbuchhandlg.,
Karlsruhe
und alle übrigen Buchhandlungen

Soeben erschien:
Geständnisse und Bekenntnisse eines Christen unsrer Tage
Preis: 80 Pfge.
Gotha **Gustav Schloeßmann**

Die Freude der Hausfrau!
Ich versende als Specialität meine
Schl. Gebirgshalbleinen
74 cm breit für 13 M.,
80 cm breit für 14 M.,
meine
Schl. Gebirgsreinleinen
76 cm breit für 16 M.,
82 cm breit für 17 M.,
das Schock 33⅓ Meter
bis zu den feinst. Qual.
Spec. Musterbuch von sämmtlich. Leinen-Artikeln, wie Bettzüchen, Inlette, Drell, Hand- u. Taschentücher, Tischtüch., Satin, Wallis, Piqué-Barchend etc etc. franco.
J. GRUBER, Ober-Glogau i. Schl.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Hefte zur Christlichen Welt

Kürzlich sind erschienen:

Nr. 18. **Vom alten neuen Glauben.** Erlebnisse und Bekenntnisse eines Laien. Preis 50 Pfg.

Nr. 19. **Zur Verständigung über den Glaubensbegriff.** Von L. Clasen, Pfarrer in Eichenbarleben bei Magdeburg, Preis 40 Pfg.

Nr. 20. **Bedingungen des christlichen Glaubens** in der Gegenwart. Von Gaston Frommel, Professor der systematischen Theologie in Genf. Preis 40 Pfg.

Neuster Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Weber, Lic. L., **Geschichte der sittlich-religiösen und sozialen Entwicklung Deutschlands** in den letzten 35 Jahren. Zusammenhängende Einzelbilder von verschiednen Verfassern. 4,80 M., geb. 5,50 M. — Ein wichtiger Beitrag zur Kulturgeschichte. Ausführlicher Prospekt gratis.

Schäfer, P. Th., **Die innere Mission in der Schule.** Ein Handbuch für Lehrer. 2,40 M., geb. 3 M.
Ein Seitenstück zu D. **Warnecks** bekannter, bereits in 6. Aufl. vorliegender Schrift **„Die Mission in der Schule."**

Nelle, W., Sup., **Die Festmelodieen des Kirchenjahres** charakterisirt. 1,20 M., geb. 1,60 M.

Empfehle meine Spezialhandlung für **Theologie, gute Unterhaltungs-Litteratur, Geschichte** u. s. w. u. s. w.
Bedeutendes theol. Antiquariat — Kataloge kostenfrei.
Ankauf theol. Werke — auch in Tausch.
Regelmäßige Ansichtssendungen bereitwilligst.
Antiquaria gebe auch leihweise ab.
Hugo Rothers theol. Buchh. (Martin Warneck), **Berlin,** Linkstr.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig